

Die vorliegende Neuausgabe von *Udolpho's Geheimnisse*

**wurde von den Herausgebern und vom Verlag
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.**

**Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.**

In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.



Ann Radcliffe

Gesammelte Werke

Band 4.4

Herausgegeben von Hannes Riffel

Bandbearbeiterin: Gudrun Hahn

A N N
RADCLIFFE
M E T A L I E
B E S K I N D
UDOLPHO'S
G E H E I M
N I S S E
T H E M Y S
T E R I E S O F
U D O L P H O

GOLKONDA

The Mysteries of Udolpho
(Erstdruck 1794 bei G. G. & J. Robinson in London)

Udolpho's Geheimnisse. Vierter Theil
(Riga: Johann Friedrich Hartknoch, 1796 [1-269])

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in Antiqua wiedergegeben,
g e s p e r r t e W ö r t e r im Fließtext werden *kursiv* hervorgehoben.

Der Seitenumbruch der Vorlage ist im Text durch einen senkrechten Strich
gekennzeichnet, die Paginierung derselben findet sich in eckigen Klammern
innen in der Kopfzeile. Bis auf etwa zwei Dutzend stillschweigend korrigierter
Druckfehler und ergänzten An- und Abführungszeichen entspricht diese Ausgabe
zeichengenau der Vorlage.

Texterfassung: Alexander Schepke
Redaktion: Gudrun Hahn
Satz: Hardy Kettlitz
Korrektur: Ralf Neukirchen & Hannes Riffel
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

© dieser Ausgabe 2016 by Golkonda Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

ISBN 978-3-944720-34-3

Erstes Kapitel

Gegen Abend wurde Emilien endlich gesagt, daß der Graf von Villefort sie zu sehn wünschte. Sie vermuthete, daß Valancourt bei ihm sey, und bot alle Entschlossenheit ihres Geistes auf, um zu ihm zu gehn. Als sie aber des Grafen Thür erreichte, überwältigte ihre Bewegung sie aufs neue so sehr, daß sie sich im Vorsaal nieder setzen mußte, um wieder neue Kräfte zu sammeln.

Sie fand Valancourt bei dem Grafen in der Bibliothek. Sie standen bei ihrem Eintritt auf; allein sie wagte es nicht, Valancourt anzusehn, und der Graf zog sich sogleich zurück, nachdem er sie zu einem Stuhle geführt hatte.

Emilie sah starr zur Erde nieder, und fühlte eine Herzensbeklemmung, die ihr nicht zu sprechen erlaubte; kaum vermochte sie Athem zu schöpfen. Valancourt warf sich in einen Stuhl neben sie, und seufzte tief, ohne ein Wort zu äußern: hätte sie die Augen aufgeschlagen, so würde sie die heftige Bewegung gesehn haben, mit welcher er kämpfte.

Endlich sagte er mit bebender Stimme: »ich habe Sie gebeten, mich diesen Abend zu sehn, um wenigstens von der schrecklichen Qual des Zweifels befreit zu werden, worin mich Ihr verändertes Betragen gestürzt hat. Einige Winke des Grafen haben es mir zum Theil erklärt. Ich sehe, daß ich Feinde habe, Emilie! die mein vergangenes Glück beneideten und geschäftig gewesen sind, es zu Grunde zu richten. Ich sehe ebenfalls, daß Zeit und Entfernung die Neigung geschwächt haben, die Sie einst für mich zu fühlen schienen, und die nun so leicht meiner vergessen kann.«

Seine Zunge stammelte bei den letzten Worten, und Emilie, noch weniger als zuvor fähig zu sprechen, blieb stille.

| »O, was ist das für eine Zusammenkunft!« rief Valancourt, der

von seinem Stuhle aufstand und mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder lief — »welch ein Wiederseh'n nach so langer, langer Trennung!« — Er setzte sich wieder, und sagte, nachdem er einen Augenblick mit sich selbst gekämpft hatte, in einem festen, aber verzweifelndem Tone: »das ist zu viel; ich kann es nicht ertragen! Emilie, wollen Sie nicht mit mir reden?«

Er bedeckte das Gesicht, um seine Bewegung zu verhehlen, und nahm Emilien bei der Hand, die sie nicht zurückzog. Sie konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Er schlug die Augen auf, und als er sah, daß sie weinte, kehrte seine ganze Zärtlichkeit zurück; ein Strahl von Hofnung schien durch seine Seele zu dämmern; »o Gott!« rief er, »so fühlen Sie also noch Mitleid, so lieben Sie mich noch? Ja, Sie sinds, Sie sind noch meine Emilie! Lassen Sie mich diesen Thränen trauen!«

Emilie that sich Gewalt an, um ihre Fassung wieder zu erlangen. Sie trocknete schnell die Augen. »Ja«, sagte sie, »ich fühle Mitleid mit Ihnen, ich weine um Sie; aber darf ich mit Zärtlichkeit an Sie denken? Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen noch gestern Abend sagte: ich setzte Vertrauen genug | in Ihre Aufrichtigkeit, um zu glauben, daß Sie mir eine Erklärung Ihrer Worte geben würden, wenn ich sie forderte. Diese Erklärung ist nunmehr unnöthig; ich verstehe Ihre Aeußerungen von gestern Abend nur zu gut. Aber beweisen Sie wenigstens, daß Ihre Aufrichtigkeit das Zutrauen verdient, womit ich Sie frage: ob Sie sich bewußt sind, noch derselbe achtungswerthe Valancourt zu seyn, den ich einst liebte?«

»Einst liebte!« rief er, »o derselbe! ewig derselbe!« — Er hielt in äußerster Bewegung inne, und setzte dann mit einer eben so feierlichen als traurigen Stimme hinzu: — »Nein, ich bin nicht mehr derselbe, ich bin verlohren, auf immer verlohren — Ihrer unwerth!« —

Er verbarg aufs neue das Gesicht. Emilie war zu tief bewegt, um sogleich zu antworten; sie kämpfte, um die wehmüthigen Vorbitten ihres Herzens zu überwältigen, und mit der entschiedenen Festigkeit zu handeln, die für ihren künftigen Frieden nothwendig war.

Sie fühlte, wie gefährlich Valancourts längere Gegenwart für ihre Entschlossenheit war, und wünschte ängstlich eine Zusammenkunft zu endigen, die sie beide foltern mußte. Wenn sie dann aber wieder bedachte, daß dies wahrscheinlich das letztemal | war, so erlag alle ihre Stärke, und sie empfand nur Trauer und zärtliche Wehmuth.

Valancourt in Regungen des Schmerzes und innerer Vorwürfe versunken, die er zu unterdrücken weder Kraft noch Willen hatte, saß beinahe fühllos vor Emilien, sein Gesicht noch immer verhüllt und seine Brust von krampfhaften Seufzern zerrissen.

»Ersparen Sie mir die Nothwendigkeit«, sagte Emilie, indem sie ihre Stärke zusammenraffe, »die Umstände zu berühren, die mich zwingen, unsre Verbindung auf immer abzubrechen. Wir müssen scheiden; ich sehe Sie jetzt zum letztenmale!«

»Unmöglich!« rief Valancourt, aus seinem tiefen Stillschweigen aufgeschreckt. »Sie können das nicht ernstlich meynen! Unmöglich können Sie mich auf immer von sich stoßen wollen!«

»Wir müssen uns trennen«, wiederholte Emilie mit Nachdruck, »und zwar für immer. Ihr eignes Betragen hat diesen Entschluß nothwendig gemacht.«

»Dies ist des Grafen Entschluß und nicht der Ihrige«, antwortete er stolz; »und ich werde ihn fragen, vermöge welcher Gewalt er sich zwischen uns wirft.« — Er stand auf und ging in großer Bewegung im Zimmer auf und ab.

| »Lassen Sie mich Sie aus diesem Irrthum reißen«, sagte Emilie nicht weniger erschüttert. »Es ist ganz mein eigener Entschluß, und wenn Sie einen Augenblick über Ihr vergangnes Betragen nachdenken, so werden Sie sehen, daß meine Ruhe ihn erfordert.«

»Ihre Ruhe erfordert, daß wir uns trennen! auf ewig trennen!« sagte Valancourt. »O wie wenig hätte ich das je von Ihnen zu hören erwartet!«

»Und wie wenig hätte ich erwartet, je dieses sagen zu müssen«, versetzte Emilie; ihre Stimme schmolz in Zärtlichkeit und ihre Thränen flossen aufs neue. »O Valancourt! Daß Sie, Sie je aus meiner Achtung sinken mußten!«

Er schwieg einen Augenblick, überwältigt durch das Bewußtseyn, diese Achtung nicht länger zu verdienen, sowohl als durch die Gewißheit, sie verlohren zu haben — und bejammerte dann mit den Ausbrüchen des heftigsten Schmerzes sein vergangenes Betragen und das Elend, worin es ihn gestürzt hatte — bis er endlich, zu tief von der Vergangenheit und Zukunft ergriffen, in Thränen ausbrach, und nur tiefe, gebrochene Seufzer ausstieß.

Emilie konnte seine Qual nicht ungerührt ansehen, und hätte sie nicht alles, was der Graf von Villefort ihr von Valancourts Betragen, von der Gefahr, auf eine durch den Augenblick der Leidenschaft hervorgebrachte Reue zu bauen, gesagt hatte, sich ins Gedächtniß zurückgerufen, so würde sie vielleicht der Zusicherung ihres Herzens getraut, und in der Zärtlichkeit seiner Reue die Fehler seines Betragens vergessen haben.

Valancourt trat wieder zu ihr, und sagte gefaßter: »Es ist wahr, ich bin gefallen, aus meiner eignen Achtung gefallen; aber hätten Sie, Emilie! mich sobald, so plötzlich aufgeben können, wenn Sie nicht schon vorher aufgehört hätten, mich zu lieben, und wenn Sie nicht durch die Absichten, ja ich wage es zu sagen, durch die eigennützi- gen Absichten eines andern regiert würden? Würden Sie nicht sonst geneigt seyn, meine Besserung zu hoffen, und könnten Sie es wohl sonst ertragen, sich von mir zu entfremden, und mich dem Elende — mich mir selbst zu überlassen?« — Emilie weinte laut. — »Nein Emilie! nein, Sie könnten das nicht, wenn Sie mich noch liebten. Sie würden Ihr eignes Glück darin finden, das meinige zu retten.«

»Dieser Hofnung stehn zu viel Gründe entgegen, als daß ich es vor mir selbst rechtfertigen könnte, ihr die Ruhe meines ganzen Lebens anzuvertrauen. Darf | ich nicht auch fragen, ob Sie dieses von mir wünschen könnten, wenn Sie mich wirklich liebten?«

»Sie wirklich liebte!« rief Valancourt, »ist es möglich, daß Sie an meiner Liebe zweifeln können! Doch Sie haben Recht, es zu thun, da Sie sehn, daß ich mehr den Schmerz fürchte, mich von Ihnen zu trennen, als den, Sie mit in mein Verderben zu ziehn. Ja, Emilie, ich bin verlohren, unwiederbringlich verlohren! Ich habe

mich in Schulden gestürzt, die ich nie tilgen kann!« Sein wilder Blick bei diesen Worten gieng bald in einen Ausdruck finstrier Verzweiflung über, und Emilie sah, indem sie seiner Aufrichtigkeit ihre Bewunderung nicht versagen konnte, mit unaussprechlichem Schmerz in der Heftigkeit seiner Gefühle und in dem Umfange des Elends, worin sie ihn stürzen konnten, neue Ursachen zu den ängstlichsten Besorgnissen. Nach einigen Minuten schien sie gegen ihren Schmerz zu kämpfen und nach Fassung zu streben, um diese Zusammenkunft zu endigen. »Ich will diese Augenblicke«, sagte sie, »nicht durch ein Gespräch verlängern, das zu keinem guten Ende abzwecken kann. Leben Sie wohl, Valancourt!«

»Nein«, sagte er, sie wild unterbrechend, »Sie werden nicht gehn; Sie werden mich nicht so ver|lassen — Sie werden mich nicht verlassen, ehe meine Seele eine Möglichkeit gefaßt hat, der letzten Befriedigung meiner Verzweiflung, dem Ertragen meines Verlustes zu entgehen.« Emilie, durch seinen düstern Blick geschreckt, sagte mit besänftigender Stimme: »Sie haben selbst eingestanden, daß unsre Trennung nothwendig ist; wenn ich glauben soll, daß Sie mich lieben, so werden Sie das Eingeständniß wiederholen.« — »Nie — nie —« rief er, »ich war von Sinnen, als ich dies sagte. O Emilie! es ist zu viel. Wenn man Sie auch wegen meines Unwerth nicht hintergangen hat, so muß man Sie doch mit List zu dieser Erbitterung gegen mich gebracht haben. Der Graf ist das Hinderniß, das zwischen uns steht, allein er soll es nicht lange bleiben.«

»Sie sind in der That außer sich«, sagte Emilie. »Der Graf ist nicht Ihr Feind; er ist ein Mann von Ehre und mein Freund; können Sie ihn deswegen als Ihren Feind betrachten?« — »Ihr Freund«, fiel Valancourt hastig ein, »wie lange ist er Ihr Freund gewesen, daß er Sie so leicht dahin bringen kann, Ihren Geliebten zu vergessen? War er es, der den Herrn Dúpont, der, wie Sie sagen, Sie aus Italien begleitete, und wie ich sage, Ihre Neigung gestohlen hat, in Ihre Gunst empfahl? Aber ich habe kein Recht, Sie zu befragen, Sie sind Ihr |eigner Herr. Vielleicht wird Dúpont nicht lange über mein zertretenes Glück triumphiren!« Emilie, mehr als zuvor

durch Valancourts wilde Blicke geschreckt, sagte mit kaum hörbarer Stimme: »Um's Himmels willen, fassen Sie sich doch! hören Sie doch Gründe an. Herr Dúpont ist eben so wenig Ihr Nebenbuhler, als der Graf sein Vorsprecher. Sie haben weder einen Nebenbuhler, noch einen andern Feind, außer sich selbst. Mein Herz ist von Schmerz zerrissen, der immer wachsen muß, je mehr Ihr verirrtes Betragen mir beweist, daß Sie nicht mehr der Valancourt sind, den ich gewohnt war zu lieben.«

Er antwortete nicht, und saß, den Arm auf den Tisch gestützt, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, da, während Emilie stumm und zitternd da stand, leidend für sich selbst, und doch voll Furcht ihn in diesem Gemüthszustande zu verlassen.

»O Uebermaaß des Elends!« rief er plötzlich aus, »daß ich nie mein Leiden bejammern kann, ohne mich selbst anzuklagen; nie mich Ihrer erinnern, ohne mich zugleich der Thorheiten zu erinnern, wodurch ich Sie verlohren habe. Warum wurde ich nach Paris getrieben? und warum gab ich Lockungen nach, die mich auf immer verächtlich machen sollten? O! warum kann ich nicht ungestört auf jene Tage der Unschuld und des Friedens, auf die Tage unsrer frühen Liebe zurückblicken!« Die Erinnerung schien sein Herz zu schmelzen, und der Wahnsinn der Verzweiflung löste sich in Thränen auf. Nach einer langen Pause wandte er sich zu ihr, ergrif ihre Hand, und sagte mit sanfter Stimme: »Emilie, kannst Du es tragen, daß wir so scheiden? kannst du Dich entschließen, ein Herz hinzugeben, das Dich wie das meinige liebt? ein Herz, das sich zwar verirrt, sehr verirrt hat; aber von dem rechten Wege nicht auf immer verlohren ist, so wie es seine Liebe zu Dir ewig nicht verliehren kann.« Emilie konnte nur durch Thränen antworten. — »Kannst Du«, fuhr er fort, »kannst Du vergessen alle unsre vorigen Tage des Glücks und des Vertrauens — wo ich nicht einen Gedanken hatte, den ich Dir hätte verhehlen mögen — keinen Geschmack, keine Freuden, außer in Dir.«

»O bringen Sie mir nicht die Erinnerung jener Tage zurück«, sagte Emilie, »wenn Sie mich nicht lehren können, die Gegenwart

zu vergessen. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen: könnte ich es, so würden diese Thränen nicht fließen: aber warum erhöhen Sie selbst Ihr gegenwärtiges Leiden dadurch, daß Sie es mit Ihrer ehemaligen Tugend in Vergleichung setzen?«

| »Ach, ich könnte vielleicht diese Tugend wieder erlangen«, sagte Valancourt, »wenn Ihre Liebe, die ihr Nahrung gab, noch unverändert wäre; aber ich sehe nur zu deutlich, daß Sie mich nicht mehr lieben können, sonst würden jene glücklichen Stunden meine Vorsprecher seyn, und Sie könnten nicht ungerührt darauf zurückblicken. Doch, warum quäle ich mich mit der Erinnerung, warum verweile ich noch hier? Bin ich nicht zu Grunde gerichtet? wäre es nicht Raserei, Sie in mein Verderben zu ziehn, wenn auch Ihr Herz noch mein wäre? Ich will Sie nicht länger quälen. Aber ehe ich gehe«, setzte er feierlich hinzu, »lassen Sie mich wiederholen, daß ich, was auch mein Geschick sey, was ich auch verdammt seyn mag, zu leiden, Sie stets lieben muß — Sie bis zum Wahnsinn liebe. Ich gehe, Emilie! ich verlasse Sie — verlasse Sie auf immer!« Als er diese letzten Worte sagte, zitterte seine Stimme und er warf sich wieder in den Stuhl, aus dem er aufgestanden war. Emilie war unvermögend, das Zimmer zu verlassen oder ihm Lebewohl zu sagen. Aller Eindruck seiner Vergehungen, seiner Thorheiten selbst war aus ihrer Seele vertilgt, und sie fühlte sich nur von Schmerz und Mitleid durchdrungen.

»Meine Stärke ist dahin«, sagte Valancourt endlich. »Ich kann nicht einmal mehr kämpfen, sie zu|rückzurufen. Ich kann Sie jetzt nicht verlassen, ich kann Ihnen kein ewiges Lebewohl sagen — versprechen Sie mir wenigstens, mich noch einmal zu sehn.«

Emiliens Herz wurde durch diese Bitte erleichtert, und sie suchte sich zu überreden, daß sie es ihm nicht abschlagen dürfte. Sie konnte in dem Augenblick nicht daran denken, daß sie selbst nur ein Gast in des Grafen Hause war, und daß diesem Valancourts wiederholter Besuch nicht angenehm seyn könnte. Sie gewährte seine Bitte unter der Bedingung, daß er weder an den Grafen als Feind, noch an Dúpont als Nebenbuhler denken wollte. Er verließ

sie darauf mit einem durch diese kurze Frist so sehr erleichterten Herzen, daß er beinahe alles vorige Gefühl seines Unglücks verlor.

Emilie begab sich auf ihr Zimmer, um sich zu sammeln und die Spuren von Thränen zu verwischen, welche die Gräfin und ihre Favorite zu boshafte[n] Anmerkungen leiten und die Neugier der übrigen Familie auf sich ziehn konnten. Doch fand sie es unmöglich, ihr Gemüth zu beruhigen, aus dem sie die Erinnerung an den letzten Auftritt mit Valancourt und den Gedanken, daß sie ihn morgen wiedersehen würde, nicht vertreiben konnte. Jetzt erschien ihr diese Zusammenkunft schrecklicher, als die erste; denn sein aufrichtiges Geständniß seiner begangenen Fehler und seiner zerrütteten Umstände, die Stärke und Zärtlichkeit seiner Neigung, welche dieses Geständniß verrieth, hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und ihre Achtung für ihn fing, trotz allem, was sie zu seinem Nachtheil gehört und geglaubt hatte, wiederum zurückzukehren an. Oft schien es ihr unmöglich, daß er sich wirklich der Vergehungen sollte schuldig gemacht haben, die man ihm zur Last legte, und die, wenn auch nicht mit der leidenschaftlichen Heftigkeit seines Temperaments, doch mit seiner Aufrichtigkeit und mit seinem Gefühl im Widerspruch standen. Was für Vergehungen auch zu den Gerüchten über ihn Anlaß gegeben hatten, so konnte sie doch jetzt sie unmöglich für ganz wahr halten, oder glauben, daß sein Herz den Reizen der Tugend gänzlich verschlossen sey. Sein tiefes Bewußtseyn seiner Fehler schien diese Meinung zu rechtfertigen, und da sie die Unbeständigkeit jugendlicher Neigungen, wenn ihnen Gewohnheit im Wege steht, noch nicht kannte, da sie noch nicht aus Erfahrung wußte, daß Bethuerungen sowohl denjenigen, der sie empfängt, als selbst den, der sie giebt, oft bethören, so würde sie vielleicht den schmeichelhaften Ueberredungen ihres eignen Herzens und Valancourts Bitten nachgegeben haben, wenn nicht des Grafen größere Klugheit sie zurückgehalten hätte. Er stellte ihr in hellem Lichte die Gefahr ihrer Lage dar; die Gefahr, auf Versprechungen der Besserung zu hören, die eine starke Leidenschaft eingab; er zeigte ihr, wie wenig sie auf eine Verbindung

bauen konnte, wo die Möglichkeit des Glücks von der Wiederherstellung gescheiterter Glücksumstände und von der Verbesserung böser Gewohnheiten abhieng. Um dieser Gründe willen that es ihm leid, daß Emilie in eine zweite Zusammenkunft gewilligt hatte, denn er sah vorher, wie sehr ihr Entschluß dadurch erschüttert und der Sieg ihr erschwert werden mußte.

Ihre Seele war nun so ganz mit ihren eigenen Herzensangelegenheiten beschäftigt, daß sie die alte Haushälterin und die versprochene Geschichte, die ihre Neugier so sehr erregt hatte, ganz vergaß. Dorotheen schien es nicht sehr um die Erzählung zu thun zu seyn: die Nacht kam heran, die Stunden verstrichen und sie ließ sich nicht bei Emilien sehn. Diese brachte eine traurige, schlaflose Nacht hin; je länger sie ihr Gedächtniß bei den vergangenen Scenen mit Valancourt verweilen ließ, je mehr wankte ihr Entschluß, und sie mußte sich alle Gründe, die der Graf ihr vorgestellt hatte, um ihn zu stärken, und alle Lehren ihres verstorbenen Vaters über die nothwendige Selbstbeherrschung hervorrufen, um bei diesem wichtigsten Vorfall ihres Lebens mit Würde und Klugheit zu handeln. Es gab Augenblicke, wo alle ihre | Stärke sie verließ, und wo das Vertrauen voriger Zeiten mit solcher Macht in sie drang, daß es ihr unmöglich schien, Valancourt je zu entsagen. Seine Besserung schien ihr gewiß, die Gründe des Grafen von Villefort wurden vergessen; sie glaubte gern alles, was sie wünschte, und es schien ihr leichter, jedes andre Uebel als eine gänzliche Trennung zu ertragen.

So verstrich die Nacht im ohnmächtigen Kampfe zwischen Neigung und Vernunft, und sie stand am Morgen mit geschwächter, unentschlossener Seele und matten zitternden Körper auf.

|

Zweites Kapitel

Valancourt litt indessen alle Qual der Gewissensbisse und Verzweiflung. Emilien's Anblick hatte alles Feuer seiner ersten Liebe wieder angefacht, das nur durch Abwesenheit und Zerstreung

eines unruhigen Lebens auf kurze Zeit unterdrückt war. Als er beim Empfang ihres Briefes sich nach Languedoc auf den Weg machte, wußte er wohl, daß seine eigne Thorheit ihn ins Verderben gestürzt hatte, und es war keinesweges seine Absicht, dies vor ihr zu verhehlen. Er beklagte nur, daß seine Fehltritte die Verzögerung seiner Heirath verursachen würden, ohne vorherzusehn, daß diese Nachricht sie bewegen könnte, ihre Verbindung für immer aufzuheben. Von der Aussicht auf diese Trennung überwältigt, und von noch mehr geschärften innern Vorwürfen zerrissen, erwartete er die zweite Zusammenkunft in einem Seelenzustande, der nahe an Wahnsinn gränzte. Am andern Morgen ließ er sich erkundigen, um welche Stunde | er kommen dürfte; sein Billet traf sie bei dem Grafen an, der aufs neue Gelegenheit gesucht hatte, mit ihr über Valancourt zu sprechen: er merkte, wie sehr ihr Gemüth litt, und fürchtete mehr, als je, daß ihre Stärke sie verlassen würde. In der That konnten auch nur seine wiederholten Gründe sie vor dem Einfluß der Zärtlichkeit, die sie noch immer für Valancourt fühlte, schützen, und sie beschloß, sich gänzlich von ihnen leiten zu lassen.

Die Stunde der Zusammenkunft erschien endlich. Emilie gieng ihr wenigstens mit äußerer Fassung entgegen, Valancourt aber war so sehr außer sich, daß er einige Minuten lang nicht sprechen konnte; Klagen, Bitten und Selbstvorwürfe waren die ersten Worte, die er äußerte. Nachher sagte er: »Emilie, ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie mehr als mein Leben; aber ich habe mich selbst zu Grunde gerichtet, und doch wollte ich Sie lieber in eine Verbindung, die Ihr Unglück machen mußte, zu verwickeln suchen, als mich der Strafe, die ich verdiene, Ihrem Verluste unterwerfen. Ich bin im Elende, aber ich will nicht länger ein Bösewicht seyn. Ich will Ihren Entschluß nicht durch die Bitten einer eigennützigten Leidenschaft zu erschüttern suchen. Ich entsage Ihnen, Emilie, und werde Trost in dem Gedanken finden, daß wenigstens Sie glücklich sind, so elend ich | auch seyn mag. Zwar darf ich das Verdienst des Opfers mir nicht zuschreiben: denn ich gestehe frei, daß ich nie über mich vermocht haben würde, Sie aufzugeben, wenn nicht Ihre höhere Klugheit es gefordert hätte.«

Er schwieg einen Augenblick, während Emilie die Thränen zu unterdrücken suchte, die ihr in die Augen drangen. Sie wollte reden, vermochte es aber nicht, und er fuhr wieder fort: »Vergeben Sie mir, Emilie, allen Kummer, den ich Ihnen verursacht habe, und wenn Sie ja an den unglücklichen Valancourt denken, so erinnern Sie sich, daß es sein einziger Trost seyn wird, zu glauben, daß Sie nicht länger durch seine Thorheit unglücklich sind.« Thränen überströmten nun ihre Wangen, und er war nahe dabei, wieder in seine vorige Verzweiflung zurückzufallen, als Emilie ihre Stärke aufbot, um eine Unterredung zu endigen, die nur beider Qual vermehren konnte. Da er ihre Thränen sah, und daß sie im Begriff war, zu gehn, kämpfte er noch einmal wider seine eignen Gefühle, um die ihrigen zu besänftigen. »Die Erinnerung an diesen Kummer«, sagte er, »soll ins künftige mein Schutz seyn. O, niemals wird Beispiel oder Versuchung mich wieder zum Bösen hinreißen können, so lange mich der Gedanke erhebt, daß Sie mich würdigen, um mich zu trauern.«

| Emilie fühlte sich durch diese Versicherung einigermaßen getröstet. »Wir scheiden nun auf immer«, sagte sie; »aber wenn meine Glückseligkeit Ihnen theuer ist, so erinnern Sie sich stets, daß nichts auf der Welt mehr dazu beitragen kann, als wenn ich glauben darf, daß Sie sich Ihre eigne Achtung wieder erworben haben.« — Valancourt ergriff ihre Hand, seine Augen schwammen in Thränen, und das Lebewohl, das er ihr sagen wollte, erstarb in Seufzern. Nach wenig Augenblicken sagte Emilie, schwer Athem schöpfend und mit gebrochener Stimme: »Leben Sie wohl, Valancourt, möchten Sie glücklich seyn!« Sie wiederholte ihr Lebewohl und wollte ihre Hand zurückziehn, aber er hielt sie fest und badete sie mit Thränen. »Warum wollen wir diese Augenblicke verlängern«, sagte Emilie mit kaum hörbarer Stimme; »sie sind zu schmerzhaft für uns beide.« — »O, es ist zu viel, zu viel!« rief Valancourt, ließ ihre Hand los, und warf sich in einen Stuhl, wo er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, und in lautes Schluchzen ausbrach. Nach einer langen Pause, in welcher Emilie stillschweigend weinte und Valancourt mit seinem Schmerz zu kämpfen schien, stand sie

wieder auf, um fortzugehn. Er suchte sich zu fassen. »Ich betrübe Sie aufs neue«, sagte er, »aber lassen Sie den Schmerz, den ich fühle, für mich sprechen.« Er setzte dann mit feierlicher Stimme, die oft von | innerer Bewegung bebte, hinzu: »Leben Sie wohl, Emilie! Sie werden stets der einzige Gegenstand meiner Zärtlichkeit seyn. Sie werden zuweilen an den unglücklichen Valancourt denken, wenigstens mit Mitleid, wenn es nicht mit Achtung seyn kann. Ach! was ist mir die ganze Welt ohne Sie — ohne Ihre Achtung! — Aber ich vergesse mich wieder, ich muß gehn, sonst falle ich aufs neue in Verzweiflung zurück.«

Er sagte Emilien noch einmal Lebewohl, drückte ihre Hand an seine Lippen, warf den letzten Blick auf sie und eilte aus dem Zimmer.

Emilie blieb mit einem Herzweh, das ihr kaum zu athmen erlaubte, auf dem Stuhle sitzen, wo er sie verlassen hatte, und horchte auf seine scheidenden Schritte, die immer schwächer und schwächer versanken. Endlich wurde sie durch die Stimme der Gräfin im Garten aufgeschreckt: der erste Gegenstand, der ihr ins Auge fiel, war der Stuhl, auf dem Valancourt gesessen hatte. Die Thränen, die eine Zeit lang durch die Betäubung, worin sein Fortgehn sie versetzte, unterdrückt wurden, erleichterten sie jetzt, und sie faßte sich endlich genug, um wieder auf ihr Zimmer zurückzugehn.

| **Drittes Kapitel**

Wir kehren nun zu Montoni zurück, dessen Verdruß und Wuth sich bald in nähern Besorgnissen verloren. Da seine Räubereien alle Gränzen überschritten, so mußte sich endlich der damals kaufmännische Senat von Venedig entschließen, ihm nachdrücklich Einhalt zu thun. Während ein ansehnliches Korps auf dem Punkte stand, nach Udolpho zu marschieren, bat ein junger Offizier, der eine empfindliche Kränkung von Montoni erlitten hatte, um Gehör

bei dem Minister, der dieses Unternehmen dirigierte. Er stellte vor, daß Udolpho zu stark befestigt wäre, um nicht einer förmlichen Belagerung zu widerstehn, und daß man in jedem Betracht seinen Zweck leichter erreichen würde, wenn man List mit Gewalt vereinigte. Es wäre vielleicht möglich, Montoni und seine Parthei außerhalb ihrer Mauren zu treffen, und sie dann anzugreifen, oder sich in kleinen Korps der Festung | heimlich zu nähern, und eine Gelegenheit abzuwarten, um sie zu überrumpeln.

Man nahm diesen Rath in ernstliche Ueberlegung und gab dem Offizier das Kommando über die Truppen, die er zu diesem Zweck verlangte. Er lauerte in der Nachbarschaft des Schlosses, bis er sich den Beistand verschiedener Condottieris gesichert hatte, die er sehr bereitwillig fand, sich an ihrem despotischen Herrn zu rächen, und sich ihre Verzeihung vom Senate zu sichern. Er erfuhr auch die Anzahl von Montonis Leuten, die sich seit seinen letzten Siegen ansehnlich vermehrt hatte. Sein Plan wurde bald ausgeführt: er ließ sich von seinen Freunden in der Festung die Parole sagen, und überrumpelte Montoni und seine Offiziere mit einem Theil seiner Leute in ihrem Zimmer, während die andern nach einem kleinen Gefecht die ganze Besatzung zur Uebergabe brachten. Unter den Personen, die mit Montoni ergriffen wurden, befand sich auch Orsino, der Meuchelmörder, der sich gleich anfangs zu ihm nach Udolpho geflüchtet hatte, und dessen Verhehlung dem Senate durch den Grafen Morano, nach seinem letzten misslungenen Versuche, Emilien zu entführen, kund gemacht war. Die ganze Expedition war in der That mit um dieses Menschen willen unternommen, der einen aus dem Senate ermordet hatte, und man war | mit dem glücklichen Erfolge so sehr zufrieden, daß Morano, ohngeachtet des politischen Verdachts, den Montoni durch seine geheime Anklage auf ihn zu bringen gesucht hatte, auf der Stelle befreit wurde. Die ganze Sache war mit solcher Stille und Schnelligkeit geschehn, daß die öffentlichen Nachrichten nichts davon verbreiteten, und Emilie erfuhr in ihrem Languedoc nichts von der Niederlage und ausgezeichneten Demüthigung ihres Verfolgers.

Ihre Seele war jetzt von einem Leiden überfüllt, wobei die Vernunft nichts zu wirken vermochte. Der Graf von Villefort, der aufrichtig allen Trost der Freundschaft aufbot, vergönnte ihr zuweilen die Einsamkeit, die sie wünschte; oft aber veranstaltete er kleine Parthien zu ihrer Erheiterung, und suchte sie stets, so viel als möglich, vor den forschenden Blicken und Fragen der Gräfin zu schützen. Er lud sie oft ein, kleine Lustreisen mit ihm und seiner Tochter zu machen, und suchte dann das Gespräch auf Gegenstände zu lenken, die ihrem Geschmacke angemessen waren, um nach und nach wieder Interesse für andre Dinge in ihr zu erwecken. Emilie, die ihn als den einsichtsvollen Freund und Beschützer ihrer Jugend betrachtete, fühlte bald für ihn die zärtliche Zuneigung einer Tochter, und ihr Herz ergoß sich schwesterlich gegen ihre junge Freundin Blanka, | deren Güte und einfaches Wesen ihr den Mangel glänzender Eigenschaften ersetzten. Es verging eine geraume Zeit, ehe sie ihre Seele so weit von Valancourt abziehn konnte, um auf die von Dorotheen versprochene Geschichte zu hören: allein Dorothee erinnerte sie endlich daran, und Emilie bat sie, die folgende Nacht zu ihr zu kommen.

Ihre Gedanken waren noch immer so sehr mit Gegenständen beschäftigt, die ihre Neugier schwächten, daß Dorotheens Klopfen an der Thüre sie beinahe so sehr überraschte, als wenn sie es nicht erwartet hätte. »Ich bin endlich gekommen, Fräulein«, sagte sie: »ich weiß nicht, warum meine alten Glieder diese Nacht so zittern. Ich dachte ein paarmal, daß ich unterwegs umsinken würde.« Emilie bat sie, sich zu setzen, und sich zu fassen, ehe sie die Erzählung anfienge, die sie hieher gebracht hatte. »Ach«, sagte Dorothee, »ich glaube, daß gerade der Gedanke daran mich so sehr außer mir gebracht hat. Ich kam auf meinem Wege hieher vor dem Zimmer vorbei, wo meine theure Herrschaft starb, und es war alles so still und dunkel um mich, daß ich mir beinahe einbildete, sie zu sehn, wie sie auf dem Todtenbette da lag.«

Emilie rückte ihren Stuhl näher an Dorotheen, und sie fuhr fort: »Es werden nun etwa zwanzig | Jahre seyn, seit meine gnädige Marquise als Braut aufs Schloß kam. O, ich erinnre mich noch

recht gut, wie sie aussah, als sie in den großen Saal kam, wo wir Bedienten alle versammelt waren, um sie zu empfangen, und wie glücklich der Marquis zu seyn schien. Ach, wer hätte damals denken sollen! — Aber wie gesagt, Fräulein, es däuchte mich doch, daß die Marquise mit allen ihren süßen Blicken im Herzen nicht glücklich war; ich sagte es auch meinem Manne, allein er hielt es für Thorheit, und so sprach ich nicht weiter davon, sondern behielt meine Bemerkungen für mich. Die Marquise war damals ohngefähr von Ihrem Alter, und wie ich schon oft gesagt habe, Ihnen sehr ähnlich. Der Marquis hielt lange Zeit ein ofnes Haus, und es gab solche Feste und Vergnügungen, als man noch nie im Schlosse gesehen hatte. Ich war damals noch jünger, als ich jetzt bin, und machte mit, trotz der jüngsten.« — »Aber was sagte die Marquise dazu?« unterbrach Emilie. —

»Ja die gnädige Marquise schien freilich nicht glücklich dabei; einmal, kurz nach der Heirath, hörte ich sie sogar in ihrem Zimmer weinen, als ich aber herein kam, trocknete sie ihre Thränen ab, und zwang sich zu lächeln. Ich getraute mir nicht, sie um die Ursache zu fragen; das nächstmal aber fragte | ich sie, und es schien ihr unangenehm, und so sagte ich nie etwas mehr. Einige Zeit nachher aber machte ich ausfindig, was es war. Ihr Vater hatte ihr, wie es schien, befohlen, den Marquis um seines Geldes willen zu heirathen, und sie mochte wohl einen andern haben, den sie mehr liebte, und der sie auch liebte, und so bilde ich mir ein, daß sie um ihn trauerte, obwohl sie nie etwas sagte. Sie bemühte sich immer, ihre Thränen vor dem Marquis zu verhehlen, denn ich habe sie oft, wenn sie geweint hatte, freundlich und lächelnd gesehen, so wie er herein kam. Plötzlich aber wurde der Herr mürrisch und finster, und gieng oft sehr hart mit ihr um. Dieses betrübte sie sehr, wie ich sah, denn sie klagte nie, und sie war so sanft gegen ihn, und gab sich so viel Mühe, ihm gefällig zu seyn, daß es mir im Herzen wehe that. Er aber blieb hart und gab ihr rauhe Antworten, und wenn sie dann sah, daß alles vergebens war, gieng sie in ihr Zimmer und weinte so kläglich. Ich hörte sie oft im Vorzimmer, die arme Dame, aber

ich wagte selten hineinzugehn. Zuweilen dacht ich, der Herr wäre eifersüchtig; sie wurde auch in der That sehr bewundert; allein sie war zu gut, um Argwohn zu verdienen. Unter den vielen Herren, die aufs Schloß kamen, war einer, der mir recht für die gnädige Frau zu passen schien: er war so höflich, und zugleich so lebhaft, und es war | etwas so gefälliges in allem was er that und sagte. Ich bemerkte immer, daß, so oft er da gewesen war, der Marquis finsterrer und meine gnädige Frau tiefsinniger schien, und es fiel mir ein, daß dies vielleicht der Chevalier wäre, den sie lieber geheirathet hätte; allein ich habe nie etwas Gewisses darüber erfahren.«

»Wie hieß denn der Chevalier?« fragte Emilie.

»Das kann ich selbst Ihnen nicht sagen, Fräulein, denn es könnte ein Unglück daraus entstehn. Ich hörte einmal von jemand, der jetzt nicht mehr lebt, daß die Marquise nicht des Marquis rechtmäßige Frau wäre: daß sie vorher mit dem Herrn, den sie so sehr liebte, heimlich verheirathet gewesen sey, und sich nachher gefürchtet hätte, es ihrem Vater, der ein sehr strenger Mann war, zu gestehn; allein dies kömmt mir sehr unwahrscheinlich vor, und ich habe es auch nie eigentlich geglaubt. Wie gesagt, der Marquis war immer sehr übler Laune, wenn der Chevalier, von dem ich sprach, aufs Schloß kam, und machte zuletzt durch seine harte Behandlung meine Frau ganz unglücklich. Er litt beinahe niemand mehr auf dem Schlosse, und zwang sie, ganz für sich allein zu leben. Ich war stets um sie und sah alles, was sie litt, hörte sie aber nie klagen. Nachdem die | Sachen wohl beinahe ein Jahr auf solchen Fuß gestanden hatten, wurde meine gnädige Frau krank, und ich dachte, daß ihr innerlicher Gram daran Schuld wäre — ach aber nachher habe ich gefürchtet, daß es etwas schlimmeres war.«

»Etwas schlimmeres, Dorothee«, fragte Emilie. »Kann etwas schlimmeres seyn?«

»Ich fürchte ja, denn es kamen seltsame Dinge zum Vorschein: doch ich will nur sagen, was wirklich geschah. Mein gnädiger Herr, der Marquis —« »Stille Dorothee, was waren das für Töne?« sagte Emilie. —

Dorothee veränderte das Gesicht, und sie hörten beide in der Stille der Nacht eine ungewöhnlich sanfte Musik.

»Ich habe gewiß diese Stimme schon sonst gehört«, sagte Emilie endlich.

»Ich habe sie oft gehört und um diese nämliche Stunde«, sagte Dorothee feierlich, »und wenn Geister jemals Musik machen, so ist dies gewiß ihr Ton.«

Emilie erkannte die Töne, so wie sie näher kamen, für dieselben, die sie ehemals bei ihres Vaters Tode gehört hatte, und die Erinnerung an diese traurige Begebenheit, oder vielleicht eine andre geheime Furcht | wirkten so auf sie, daß sie beinahe in Ohnmacht sank.

»Mich dünkt, ich sagte Ihnen einst, gnädiges Fräulein, daß ich diese Musik zum erstenmal bald nach meiner gnädigen Frauen Tode hörte — ich erinnere mich noch der Nacht.«

»Horch, da kömmt es wieder«, sagte Emilie; »laß uns das Fenster aufmachen und zuhören.«

Sie thaten es, aber die Töne verhallten allmähig in der Ferne, und alles war wieder stille: sie schienen zwischen den Wäldern versunken zu seyn, deren belaubte Spitzen sich im hellen Horizont erhoben, während die andre Gegend in den Schatten der Nacht gehüllt lag.

Indem Emilie sich ans Fenster lehnte und mit einer Art von zitternder Angst auf die Dunkelheit unten und dann auf den wolkenlosen blos durch die Sterne erleuchteten Himmel über ihr sah, fuhr Dorothee mit leiser Stimme in ihrer Erzählung fort.

»Ich sagte, gnädiges Fräulein, daß ich mich noch recht gut erinnere, wann ich die Musik zuerst hörte. Es war eine Nacht, bald nach meiner Frauen Tode, ich war länger als gewöhnlich aufgeblieben, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich so stark an | meine arme Herrschaft und an den kläglichen Auftritt, den ich so kürzlich mit angesehen, gedacht hatte. Es war ganz stille im Schlosse, ich war in einem Zimmer weit von den übrigen Bedienten entfernt, und diese Einsamkeit und meine traurigen Gedanken mochten mich

wohl so niedergeschlagen machen: ich dachte und dachte, bis ich mich endlich beinahe fürchtete, mich im Zimmer umzusehn: meiner armen Frauen Gesicht trat mir immer vor die Augen, so wie ich sie im Tode gesehn hatte, und einmal glaubte ich, sie wirklich vor mir zu sehn, als ich plötzlich eine so süße Musik hörte. Es schien dicht unter meinem Fenster zu seyn, und ich werde in meinem Leben nicht vergessen, was ich dabei fühlte. Ich hatte nicht die Kraft vom Stuhle aufzustehn, wenn ich aber dachte, daß es meiner liebsten gnädigen Frau ihre Stimme wäre, so mußte ich weinen. Ich hatte sie oft singen gehört, als sie noch lebte, und sie hatte gewiß eine sehr schöne Stimme; ich habe oft weinen müssen, wenn sie so des Abends saß und traurige Lieder in ihre Laute sang. Wie gesagt, Fräulein, als ich zuerst die Musik hörte, dacht ich gewiß, es wäre meine selige Frau; ich habe es auch oft wieder gedacht, wenn sie sich von Zeit zu Zeit hören ließ. Zuweilen sind ganze Monate verstrichen; allein sie ist immer wieder gekommen.«

| »Es ist doch ganz seltsam«, sagte Emilie, »daß noch niemand den Musikus entdeckt hat.«

»Eben darum, Fräulein! wenn es etwas irdisches wäre, so würde es längst entdeckt seyn; aber wer wird wohl das Herz haben, einem Geiste zu folgen, und was könnte es auch helfen, denn Geister können bald hie bald da seyn, und jede Gestalt annehmen.«

»Lassen wir das gut seyn«, antwortete Emilie: »sie wollte mir ja von den Umständen bei der Marquise Tode erzählen. Sie sprach eben von dem Marquis, als die Musik uns unterbrach.«

»Ja, Fräulein, der Marquis wurde immer finsterer und finstret, und die gnädige Frau wurde immer kränker, bis sie in einer Nacht sehr schlecht ward. Ich wurde hereingerufen, und erschrack, als ich ans Bette kam und ihr ins Gesicht sah — es war so verändert. Sie sah mich kläglich an, und bat, ich möchte den Marquis noch einmal rufen — denn er war noch nicht gekommen — und ihm sagen, daß sie ihm etwas besondres zu eröffnen hätte. Er kam endlich, und ich muß so wohl sagen, daß er wirklich sehr betrübt schien, als er sie so sah. Sie sagte ihm, sie fühlte, daß sie sterben würde, und wünschte

mit ihm | allein zu sprechen; ich ging darauf hinaus, aber ich werde nie seinen Blick vergessen.«

»Als ich wieder kam, wagte ich ihn zu erinnern, nach einem Doktor zu schicken, denn ich glaubte, daß er es vergessen hätte; allein meine gnädige Frau sagte, es wäre zu spät: der Marquis aber war so weit entfernt es zu glauben, daß er vielmehr leicht von der Krankheit zu denken schien — bis sie von solchen erschrecklichen Schmerzen befallen wurde — O ich werde ihr Schreien nie vergessen! Der Marquis schickte nun einen Mann zu Pferde nach dem Doktor und ging in der größten Betrübniß bald im Zimmer, bald im Schlosse auf und ab. Ich blieb bei der lieben Dame und that was ich konnte, um ihr Leiden zu erleichtern. Sie hatte Zwischenzeiten, wo der Schmerz aufhörte, und ließ in einem solchen Augenblick den Herrn aufs neue rufen. Ich wollte fortgehn, als er kam, allein sie bat mich, sie nicht zu verlassen. O, ich werde den Auftritt nie vergessen! Der gnädige Herr war beinahe außer sich, denn die Marquise war so gut, und gab sich solche Mühe ihn zu trösten, daß er von seinem Unrecht überzeugt werden mußte, wenn er ja einen Verdacht gehabt hatte. Er schien in der That durch den Gedanken an sein Betragen gegen sie ganz niedergeworfen zu seyn, und dies rührte sie so sehr, daß sie in Ohnmacht sank.«

| »Wir schafften nun den Marquis aus dem Zimmer; er gieng in seine Bibliothek und warf sich auf die Erde und wollte kein Zureden hören. Als meine gnädige Frau wieder zu sich kam, fragte sie nach ihm, dann aber sagte sie, sie könnte seinen Schmerz nicht ansehen, und bat uns, sie ruhig sterben zu lassen. Sie starb in meinen Armen, Fräulein, und ging so ruhig davon, als ein Kind, denn alle Heftigkeit ihrer Schmerzen war vorüber.«

»Als der Doktor kam, und leider kam er zu spät, schien er über ihren Anblick sehr erschrocken: denn bald nach ihrem Tode wurde ihr ganzes Gesicht von einer fürchterlichen Schwärze überzogen. Der Arzt schickte alle die Bedienten aus dem Zimmer, und legte mir einige sonderbare Fragen über die Marquise und besonders über den Anfang ihrer Krankheit vor; er schüttelte oft den Kopf

bei meinen Antworten, und schien mehr zu meinen, als er sagen wollte: allein ich verstand ihn nur zu gut. Doch behielt ich meine Gedanken für mich, und sagte sie nur meinem Manne, der mir aber Stillschweigen einband. Einige von den andern Bedienten hatten gleichen Verdacht mit mir, aber niemand wagte etwas davon verlauten zu lassen. Als der Marquis hörte, daß sie todt war, schloß er sich ein und wollte niemand sehen außer den Doktor, der zu ganzen Stunden mit ihm | allein war: der Doktor sprach nach der Zeit nie wieder ein Wort mit mir über die gnädige Frau. Als sie in der Kirche des Klosters dort begraben wurde, folgten alle Unterthanen meines Herrn der Leiche nach, und es blieb gewiß kein Auge trocken: denn sie hatte den Armen viel Gutes gethan. Ich habe noch in meinem Leben keinen Menschen so melancholisch gesehn, als der gnädige Herr nachher war; oft hatte er solche Anfälle, daß er den Verstand zu verlieren schien. Er blieb nicht lange im Schlosse, sondern ging zum Regiment und bald darauf erhielten alle Domestiken, außer mir und meinem Manne, den Abschied: denn der Herr zog in den Krieg. Ich habe ihn nachdem nicht wieder gesehn, denn er wollte das Schloß nicht wieder besuchen, so ein schöner Ort es auch ist; er hat auch niemals die schönen Zimmer im westlichen Flügel ausgebaut, und der ganze Flügel ist seitdem verschlossen geblieben, bis der gnädige Herr Graf kam.«

»Der Tod der Marquise ist allerdings sehr sonderbar«, sagte Emilie, die begierig war, mehr zu wissen, als sie sich zu fragen getraute.

»Ja wohl sonderbar«, antwortete Dorothee; »ich habe Ihnen alles gesagt, was ich sah, und Sie können leicht rathen, was ich denke. Sagen darf ich | nichts mehr, weil ich keine Gerüchte ausbreiten möchte, die den Herrn Grafen beleidigen könnten.«

»Sie hat recht«, sagte Emilie. »Wo starb doch der Graf?« — »Ich glaube im nördlichen Frankreich, gnädiges Fräulein. Ich freute mich sehr, als ich hörte, daß der Graf kommen würde, denn dies ist viele Jahre lang ein trauriger wüster Ort gewesen, und wir hörten oft nach der gnädigen Frauen Tode ein so seltsames Geräusch, daß wir in eine benachbarte Hütte zogen. Und nun gnädiges Fräulein

habe ich Ihnen alles gesagt, was ich weiß, und hoffe, Sie werden sich Ihres Versprechens erinnern und nie etwas davon äußern.« — »Das werde ich gewiß«, sagte Emilie. »Ihre Erzählung hat mich mehr interessirt, als Sie vielleicht glaubt. Ich wünschte nur noch das einzige, daß Sie sich bewegen ließe, mir den Namen des Chevaliers zu sagen, den sie der Marquise für würdig hielt.«

Dorothee schlug es durchaus ab, und kam dann wieder auf das Portrait der Marquise. »Es hängt noch ein andres Gemählde von ihr in den Zimmern, die bisher verschlossen waren. Es wurde, wie ich gehört habe, gemahlt, ehe sie verheirathet war, und sieht Ihnen noch ähnlicher, als | das kleine.« Als Emilie ihren Wunsch äußerte, es zu sehn, antwortete Dorothee, daß sie diese Zimmer nicht gern öffnen möchte, doch meinte sie endlich, sie würde sich weniger fürchten hineinzugehn, wenn Emilie mit ihr käme.

Es war diese Nacht schon zu spät und Emilie war auch zu sehr erschüttert durch die Erzählung der Auftritte, die in diesen Zimmern vorgegangen waren, um sie jetzt zu besuchen; allein sie bat Dorothee, die zukünftige Nacht wieder zu kommen und sie dahin zu führen. Außer ihrem Verlangen nach dem Gemählde fühlte sie auch eine große Begierde, das Zimmer zu sehn, wo die Marquise gestorben war. Dorothee sagte, es wäre mit Bette und Möbeln unverändert geblieben, so wie es war, als die Leiche beerdigt wurde.

Dorothee versprach, die folgende Nacht mit den Schlüsseln wieder zu kommen, und schlich sich leise fort. Emilie saß noch lange in melancholischen Träumereien da, welche die Einsamkeit der Stunde begünstigte; plötzlich aber wurde die Stille durch ein sehr ungewöhnliches Geräusch unterbrochen, das entweder aus dem Zimmer an dem ihrigen oder von unten zu kommen schien. Die | schreckliche Catastrophe, die sie eben gehört hatte, schwebte ihr so lebhaft vor, daß sie einen Augenblick unter einer abergläubigen Furcht erlag. Das Geräusch ließ sich nicht wieder hören, und sie legte sich zu Bette, um im Schlafe die traurige Geschichte, die sie gehört hatte, zu vergessen.

Viertes Kapitel

Die folgende Nacht um dieselbe Stunde kam Dorothee mit den Schlüsseln der Zimmer, die zum besondern Gebrauch der Marquise bestimmt gewesen waren, zu Emilien. Da aber Emilien's Zimmer am entgegengesetzten Ende des Schlosses lag und sie vor den Schlafzimmern verschiedener andrer Personen aus der Familie vorbeigehn mußten, deren Neugier Dorothee, aus Furcht, dem Grafen misfällig zu seyn, nicht gern erregen mochte; so bat sie Emilien, noch eine halbe Stunde zu warten, ehe sie sich hervorwagten. Sie warteten, bis es Eins geschlagen hatte, und Dorothee ging mit der Lampe voran, aber ihre Hand zitterte so sehr vor Schwäche und Angst, daß Emilie sie ihr abnahm und ihr den Arm bot, um ihre schwachen Schritte zu unterstützen. Sie mußten die große Treppe heruntergehn und einen weiten Weg durchs Schloß nach einer andern Treppe machen, | die zu den Zimmern führte. Sie gingen leise durch den Gang, an den die Zimmer des Grafen, der Gräfin und der Gräfin Blanka stießen, und kamen endlich durch das Bedientenzimmer, wo die sterbenden Funken eines erlöschenden Kaminfeuers noch flimmerten, an den Fuß der schwarzen Wendeltreppe. Die alte Dorothee stand still und sah sich rings um. »Lassen Sie uns wohl aufmerken, ob sich nichts rührt. Hören Sie keine Stimme, Fräulein?« »Nein«, sagte Emilie, »es ist gewiss im ganzen Schlosse außer uns niemand mehr auf.« »Das wohl nicht, Fräulein, aber ich bin noch nie um diese Stunde hier gewesen, und nach dem, was ich weiß, ist meine Furcht wohl nicht zu verwundern.« »Was weiß Sie denn?« sagte Emilie. »O, Fräulein, wir haben jetzt nicht Zeit, lange zu reden; lassen Sie uns weiter gehn. Die Thür zur Linken dort müssen wir aufmachen.«

Sie schritten fort, und als sie die oberste Stufe der Treppe erreicht hatten, steckte Dorothee den Schlüssel ins Schloß. »Ach«, sagte sie, indem sie es umzudrehen versuchte, »es sind so viele Jahre verflossen, seit dies nicht geöffnet ist, daß es sich nicht will umdrehen lassen.« Emilie war glücklicher, und sie traten sogleich in ein geräumiges altes Zimmer.

| »Ach«, rief Dorothee, »als ich das letztemal durch diese Thüre ging, folgte ich der Leiche meiner armen gnädigen Frau!«

Die Erwähnung dieses Umstandes und das düstre feierliche Ansehn des Orts machte einen besondern Eindruck auf Emilien, und sie gingen schweigend durch eine lange Reihe Zimmer, bis sie an eins kamen, das geräumiger als die übrigen und reich an Ueberresten verblichener Größe war.

»Lassen Sie uns ein Weilchen hier bleiben, Fräulein«, sagte Dorothee schwach, »wir gehen jetzt in das Zimmer, wo meine Frau starb; diese Thüre führt hinein. Ach, Fräulein, warum überredeten Sie mich, hieher zu kommen? Es ist mir jetzt alles noch als wäre es gestern gewesen. Wie oft habe ich dies Zimmer zu meiner gnädigen Frauen Zeiten erleuchtet gesehn! Es war das schönste im Schlosse und ganz nach meiner gnädigen Frau Geschmack aufgeputzt — alle diese Möblen kamen aus Paris, die großen Spiegel und die reichen Tapeten ausgenommen. Wie die Farben verschossen sind, seit ich sie zuletzt sah!«

»Ich denke, das war vor zwanzig Jahren«, merkte Emilie an.

| »Ohngefähr so lange, aber die Zeit zwischen damals und jetzt kommt mir wie nichts vor. Diese Tapeten wurden damals sehr bewundert, weil sie Geschichten aus berühmten Büchern vorstellen.«

Emilie ging näher heran, um sie zu untersuchen und entdeckte aus den Versen, die unter jede Scene gewebt waren, daß es Geschichten aus den berühmtesten alten Romanen waren.

Dorothee hatte sich nun wieder ein wenig ermuntert. Sie stand auf und öffnete die Thür, die in der verstorbenen Marquise Zimmer führte. Emilie trat jetzt in ein hohes, rings mit dunkeln Tapeten behangenes und so großes Gemach, daß man bei der Lampe, die sie in der Hand hielt, den ganzen Umfang nicht sah. Dorothee war auf einen Stuhl niedergesunken, wo sie, tief seufzend, sich in einem für sie so rührenden Aufenthalt, kaum umzusehn getraute. Es dauerte eine Zeitlang, ehe Emilie durch die Dämmerung das Bett erblickte, auf dem die Marquise gestorben seyn sollte; als sie aber weiter im Zimmer hinaufging, entdeckte sie den hohen gewölbten

Thronhimmel von dunkelgrünen Damast mit den Vorhängen, die zeltförmig, halb aufgezogen und wie es schien noch so, wie vor zwanzig Jahren, zur Erde herabhingen. Ueber das ganze Bette war eine | Decke von schwarzen Sammt gebreitet, die bis auf den Fußboden sties. Emilien schauderte, als sie die Lampe näher hielt und in die dunkeln Vorhänge blickte, wo sie beinahe ein menschliches Gesicht zu sehn erwartete. Sie erinnerte sich plötzlich an ihr Entsetzen, als sie die sterbende Madame Montoni in der Thurmkammer zu Udolpho erblickte: ihre Kräfte schwanden und sie wandte sich von dem Bette ab, als Dorothee, die es erreicht hatte, ausrief: »heilige Jungfrau! mich dünkt, ich sehe meine gnädige Frau auf dem Bette ausgestreckt liegen, so wie ich sie zuletzt sah.«

Emilie, durch diese Worte erschreckt, sah unwillkürlich wieder in die Vorhänge, entdeckte aber nichts, als die schwarze Decke; Dorothee mußte sich aus Schwäche an dem Bette halten, bis ihr Thränen zu Hülfe kamen.

»Ach«, sagte sie, »hier saß ich in jener erschrecklichen Nacht und hielt meiner Frauen Hand und hörte ihre letzten Worte und sah alle ihre Leiden, hier starb sie in meinen Armen.«

»Hänge Sie diesen schmerzhaften Erinnerungen nicht nach, gute Frau«, sagte Emilie: »lasse sie uns gehn, und zeige Sie mir das Gemählde, wovon sie sprach.«

| »Es hängt im Kabinett«, sagte Dorothee, und öffnete eine kleine Thür oben am Bette, die an das Kabinett der verstorbenen Marquise stieß.

»Ach, da ist sie, Fräulein«, sagte Dorothee, und zeigte auf das Gemählde einer Dame — »da ist sie leibhaftig, gerade so sah sie aus, als sie zuerst ins Schloß kam. Sie war damals so blühend wie Sie, und mußte so bald davon.«

Emilie betrachtete aufmerksam das Gemählde, das dem kleinen, welches sie besaß, vollkommen glich, nur der Ausdruck des Gesichts war in jedem verschieden; doch glaubte sie auch hier einige Züge der tiefsinnigen Schwermuth wahrzunehmen, die jenes Gemählde auszeichneten.

»Treten Sie doch einmal neben das Gemählde, damit ich sie zusammen vergleichen kann«, sagte Dorothee, die nun aufs neue in Ausrufungen über die Aehnlichkeit ausbrach. Auch Emilien dünkte, daß sie schon irgendwo eine ähnliche Person gesehen hätte, obgleich sie sich nicht genau besinnen konnte, wo.

Es waren in diesem Kabinett noch viele Denkmäler der verstorbenen Marquise vorhanden: ein Rock und verschiedene Stücke ihrer Kleidung lagen auf den | Stühlen umher, als wenn sie eben ausgezogen wären. Auf der Erde standen ein paar schwarze atlasene Pantoffeln, und auf dem Nachttisch lagen ein paar Handschuhe und ein langer schwarzer Schleier, der vor Alter in Stücken fiel, als Emilie ihn aufnahm, um ihn zu besehn.

»Ach«, sagte Dorothee, als sie den Schleier sah, »meine Frau hat ihn mit eigner Hand dahingelegt: er ist seitdem nicht wieder angerührt.«

Emilien überfiel ein Schauder und sie legte ihn sogleich wieder hin. »Ich sehe noch, wie sie ihn abnahm«, fuhr Dorothee fort: »es war des Abends vor ihrem Tode, als sie von einem kleinen Spaziergange im Garten, wozu ich sie beredet hatte, zurückkam. Die Luft schien sie sehr erfrischt zu haben; ich sagte ihr, daß sie weit besser aussähe, und erinnere mich noch, daß sie mich mit einem matten Lächeln ansah; ach, sie dachte wohl eben so wenig als ich, daß sie die Nacht sterben sollte!«

Dorothee weinte wieder, nahm dann den Schleier und warf ihn plötzlich über Emilien, die ein Schauer überlief, als sie sich bis auf die Füße darin eingewickelt sah. Dorothee bat sie, ihn einen Augenblick umzubehalten. »Ich dachte«, setzte sie hinzu, »wie | ähnlich Sie meiner gnädigen Frau in dem Schleier sehn müßten; möge Ihr Leben glücklicher seyn, als das ihrige war!«

Emilie legte seufzend den Schleier hin und besah das Kabinett, wo jeder Gegenstand, auf den ihr Auge fiel, von der Marquise zu sprechen schien. In einem tiefen Fenster von gemahlten Glas stand ein Tisch mit einem silbernen Crucifix und einem aufgeschlagenen Gebetbuch. Emilie erinnerte sich mit Rührung, daß Dorothee

einmal von ihrer Gewohnheit, in diesem Fenster Laute zu spielen, gesprochen hatte, als ihr die Laute selbst ins Auge fiel, die auf einer Ecke des Tisches lag, als wenn die Hand, die sie so oft belebt hatte, sie nachlässig dahin geworfen hätte.

»Dies ist ein trauriger Ort«, sagte Dorothee; »als meine Herrschaft starb«, hatte ich nicht das Herz, darin aufzuräumen, und der gnädige Herr kam nie herein, so, daß alles so blieb, wie es war.«

Dorothee sah mit unverwandten Blicken die Laute an, nahm sie mit zögernder Hand hin, und streifte mit den Fingern über die Saiten. Sie waren verstimmt, gaben aber doch einen tiefen vollen Ton an. Dorothee fuhr zusammen und sagte: »Ach das ist die | Laute, die meine arme Frau so lieb hatte. Ich höre noch, wie sie zuletzt darauf spielte; es war in der Nacht, wie sie starb. Ich kam, wie gewöhnlich, sie auszukleiden, als ich sie aber spielen hörte, blieb ich leise an der Thüre stehn — es war so beweglich. Sie saß mit der Laute in der Hand und blickte gen Himmel, die Thränen liefen ihr die Wangen herab, während sie eine so sanfte und rührende Abendhymne sang. Ihre Stimme zitterte gleichsam, sie hielt oft inne und trocknete sich die Thränen ab, und fuhr dann leise fort. O ich hatte ihr oft zugehört, aber nie war es mir so ans Herz gedrungen; ich mußte anfangen zu weinen. Sie hatte vermuthlich gebetet, denn das Buch lag offen auf dem Tisch — ach, ich sehe es liegt noch da — lassen Sie uns herausgehn, Fräulein, es ist ein herzzerschneidender Ort!«

Nachdem sie in das große Zimmer zurückgekommen waren, wollte Emilie noch einmal das Bette sehn, so wie sie aber der ofnen Thüre, die an den Saal stieß, gegenüber kamen, glaubte Emilie in dem Schimmer, den die Lampe darauf warf, etwas an der Wand hin in den dunklern Theil des Zimmers gleiten zu sehn. Dieser Umstand, es mochte nun wirklich oder eingebildet seyn, machte nach allem was sie vorher gesehn hatte, einen doppelten Eindruck auf sie; sie suchte ihre Bewegung vor Dorotheen zu | verhehlen; allein diese sah, daß sie das Gesicht veränderte und fragte, ob ihr nicht wohl wäre.

»Lasse Sie uns gehn«, sagte Emilie schwach; »es ist eine ungesunde Luft in diesen Zimmern«; indem aber erinnerte sie sich, daß sie durch das Zimmer gehn mußten, wo sie das Schreckenbild ihrer Phantasie gesehen hatte; ihr Schrecken stieg, und zu schwach, um sich aufrecht zu halten, setzte sie sich neben dem Bette nieder.

Dorothee, welche glaubte, daß nur der Gedanke an die traurige Begebenheit, die in diesem Zimmer geschehn war, sie so sehr angriffe, setzte sich zu ihr aufs Bette und suchte sie durch die Erzählung von allerlei Umständen zu zerstreuen, ohne zu bedenken, daß sie Emiliens dadurch nur immer tiefer rühren mußte. »Ach«, sagte sie, »kurz vor ihrem Tode, als die Schmerzen sie verlassen hatten, rief mich die Selige zu sich. Sie reichte mir die Hand, und ich setzte mich gerade da, wo der Vorhang aufs Bette fällt, nieder. Wie lebhaft mir ihr Blick noch vor Augen steht — der Tod war schon darin — mich dünkt fast, ich sehe sie jetzt. Hier lag sie, Fräulein, mit dem Gesicht dort auf dem Kissen. Diese schwarze Decke war damals noch nicht auf dem Bette; sie wurde erst nach der Zeit übergebreytet und sie darauf gelegt.«

| Emilie sah in die dunkeln Vorhänge hinein, als hätte sie das Gesicht sehn können, von dem Dorothee sprach. Sie sah nur die Ecke des weissen Kissens über die schwarze Decke hervorragend; als sie aber die Augen auf die Decke selbst warf, schien es ihr, als wenn sie sich bewegte. Ohne zu sprechen, ergriff sie Dorotheen beim Arm, und diese, durch Emiliens Blick erschreckt, wandte sich ebenfalls nach dem Bette, wo sie im nächsten Augenblick die Decke langsam aufheben und wieder fallen sah.

Emilie wollte gehn, allein Dorothee blieb stehen und sah starr aufs Bett; endlich sagte sie: »es ist nur der Wind, der hereinbläst. Wir haben die Thüren offen gelassen: sehn Sie, wie der Wind die Lampe hin und her treibt. Es ist wirklich nichts weiter.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Decke stärker als vorher bewegt wurde. Emilie, die sich ihrer Furcht schämte, ging näher herzu, die Decke bewegte sich wieder und gleich darauf ragte ein menschliches Gesicht über ihr hervor.

Sie stießen beide einen lauten Schrei aus, und flohen, so schnell es ihre zitternden Glieder zuließen, ohne irgend eine von den Thüren der Zimmer hinter | sich zuzumachen. Als sie an die Wendeltreppe kamen, riß Dorothee eine Kammerthür auf, wo einige von den Mägden schliefen, und sank athemlos auf das Bett, während Emilie, aller Gegenwart des Geistes beraubt, nur einen schwachen Versuch machte, die Veranlassung ihres Schreckens vor den erstaunten Bedienten zu verhehlen. Diese fingen so schnell Feuer, daß sie auch nachher, als Emilie und Dorothee sich faßten und über ihre eigene Furcht zu lachen suchten, nicht zu bewegen waren, selbst den Ueberrest der Nacht in einer Kammer zuzubringen, die so nahe bei diesen Zimmern des Schreckens lag.

Dorothee begleitete Emilien in ihr Zimmer zurück; sie sprachen nun mit etwas mehr Fassung über diese seltsame Erscheinung und Emilie würde beinahe ihrer eigenen Bemerkung mistrauet haben, wenn nicht Dorothee sie bekräftigt hätte. Sie sagte nun auch, was sie im Saal bemerkt hatte, und fragte Dorotheen, ob sie keine Thüre offen gelassen hätte, durch die jemand hätte hereinkommen können; allein Dorothee besann sich ganz genau, daß sie die äußere Thür hinter sich zugeschlossen hatte, und beharrte darauf, daß die Erscheinung, die sie gesehn hatten, nichts menschliches gewesen sey.

| Emilie war tief erschüttert. Von welcher Art auch die Erscheinung gewesen seyn mochte, so blieb doch das Schicksal der verstorbenen Marquise eine unbezweifelte Wahrheit, und dieser sonderbare Vorfall gerade an dem Orte ihres Leidens erfüllte Emilien mit einer bangen Furcht.

Dorothee erinnerte sich jetzt, daß sie alle Thüren auf der nördlichen Seite des Schlosses offen gelassen hätte, und da sie sich nicht getraute, allein zurückzugehn, um nur die äußere zu verschließen, erbot sich Emilie endlich, sie bis an den Fuß der schwarzen Wendeltreppe zu begleiten und da zu warten, bis sie wieder zurückkäme.

Kein Laut unterbrach die Stille, als sie durch die Gänge und Sääle giengen. Am Fuße der Treppe aber sank Dorotheen aufs neue der

Muth. Sie stand still, um zu lauschen, da sie aber kein Geräusch oben hörte, stieg sie hinauf, wagte kaum einen halben Blick in das erste Zimmer zu werfen, befestigte die Thüre, welche die ganze Reihe von Zimmern schloß, und kehrte zu Emilien zurück.

Als sie über den Gang kamen, der in den großen Vorsaal führte, hörten sie eine klagende Stimme die von innen zu kommen schien. Emilie erkannte | sogleich Annetten, die sie auch wirklich mit einem andern Mädchen im Saale und zwar so erschrocken durch die Erzählung der andern fand, daß sie meinte, sie könne nirgends sicher seyn, als bei ihrer Herrschaft. Emilien's Bemühen, ihr ihre Furcht auszureden, war vergebens, und sie erlaubte ihr endlich die übrige Nacht hindurch in ihrem Zimmer zu bleiben.

Fünftes Kapitel

Emilien's Ermahnungen zum Stillschweigen blieben bei Annetten fruchtlos, und die Begebenheiten der vorigen Nacht verbreiteten solchen Lärm unter den Bedienten, die nunmehr alle behaupteten, ein unerklärliches Geräusch im Schlosse gehört zu haben, daß ein Gerücht von den Spükereien in der nördlichen Seite des Schlosses bald bis zu dem Grafen kam. Anfangs behandelte er es mit Spott, da er aber sah, welche Verwirrung es in seinem Haushalt hervorbrachte, verbot er, daß bei harter Strafe niemand darüber reden sollte.

Die Ankunft einer Gesellschaft von Freunden zog seine Gedanken bald gänzlich von diesem Gegenstande ab, und auch seine Leute hatten wenig Zeit mehr, sich damit zu beschäftigen, außer wenn sie des Abends nach Tische sich im großen Saale versammelten. Bei diesen Conferenzen, wo alle Geister und Gespen|stergeschichten zum Vorschein gebracht wurden, spielte Annette keine unbedeutende Rolle.

Unter den Besuchen auf dem Schlosse befand sich der Baron de Saint Foix, ein alter Freund des Grafen und sein Sohn, der

Chevalier St. Foix, ein gescheuter, liebenswürdiger junger Mann, der im vorigen Jahre Gräfin Blanka zu Paris gesehn und sich zu ihrem eifrigen Bewunderer erklärt hatte. Die Freundschaft, worin der Graf seit langer Zeit mit dem Vater gelebt hatte, und die Gleichheit ihrer Glückslage machte, daß er im Stillen diese Verbindung wünschte: nur hielt er seine Tochter noch für zu jung, um schon eine Wahl fürs Leben zu treffen, und da er auch die Aufrichtigkeit und Stärke der Liebe des Chevaliers zu prüfen wünschte, lehnte er seinen Antrag damals ab, ohne ihm Hofnung für die Zukunft zu verbieten. Dieser junge Mann kam nun mit dem Baron seinem Vater, um den Lohn einer standhaften Liebe zu fordern; eine Forderung, die der Graf gütlig fand und die Blanka nicht verwarf.

So lange diese Gäste im Schlosse waren, herrschte nichts als Glanz und Fröhlichkeit. Der Pavillon im Walde wurde ausgeschmückt und an schönen Abenden zum Eßzimmer benutzt, wo gewöhnlich ein Concert den Beschluß machte. Der Graf und die Gräfin | waren sehr musikalisch, und Heinrich und St. Foix nebst Blanken und Emilien ersetzten durch ihre schönen Stimmen und durch ihren Geschmack den Mangel größerer Fertigkeit. Verschiedene von des Grafen Leuten spielten Hörner und andere Instrumente, die in kleinerer Entfernung zwischen den Wäldern angebracht, in süßem Klange die Harmonie beantworteten, die aus dem Pavillon hervorging.

Zu jeder andern Zeit würden diese Parthien Emilien entzückt haben, jetzt aber waren ihre Lebensgeister von einer Schwermuth niedergedrückt, die durch kein Vergnügen irgend einer Art zerstreut werden konnte, vielmehr wurde sie durch die zärtliche und oft rührende Melodie dieser Concerte auf einen sehr peinlichen Grad erhöht.

Ihre größte Freude war noch, in den Wäldern umher zu gehn, die von einem Berge der See überhingen. Ihr dunkler Schatten that ihrem schwermüthigen Herzen wohl und in den Aussichten, die sie an machen Stellen auf das mittelländische Meer mit seinen schlangenförmigen Ufern und vorüberstreichenden Segeln gaben, war

ruhige Schönheit mit Größe vereinigt. Die Wege waren uneben und oft mit Gesträuch überwachsen; allein der geschmackvolle Besitzer ließ ihnen nicht gerne etwas anhaben, und mochte | kaum einen Zweig von den ehrwürdigen Bäumen abhauen lassen. Auf einem Hügel in einer der eingeschlossensten Gegenden dieser Wälder war ein ländlicher Sitz aus dem Stamme einer alten Eiche gehauen, die vormals majestätisch prangte, und noch einige hohe grüne Zweige behalten hatte, die sich mit Buchen und Fichten vereinigten, den Ort zu überwölben. Unter ihren tiefen Schatten blickte das Auge über die Spitzen anderer Wälder hinweg auf das mittelländische Meer und zur Linken sah man durch eine Oefnung einen verfallenen Wachtthurm auf einer Felsenspitze nahe an der See stehn und sich zwischen dem dichten Laubwerke emporheben.

Hieher kam Emilie oft in der Stille des Abends und saß, eingewiegt durch die schöne Gegend und durch das schwache Murmeln, das aus den Wellen aufstieg, bis die Dunkelheit sie nöthigte, ins Schloß zurückzugehn. Oft besuchte sie auch den Wachtthurm, der die ganze Aussicht beherrschte, und ließ sich wohl nicht träumen, wenn sie sich an die zerfallenen Mauren lehnte und an Valancourt dachte, daß er seit seiner Verbannung aus dem Schlosse diesen Ort eben so oft als sie zu seinem Aufenthalt gewählt hatte.

Eines Abends verweilte sie hier bis zu einer sehr späten Stunde. Sie hatte sich auf die Stufen des | Gebäudes gesetzt und beobachtete in stiller Melancholie wie sich allmählig der Abend über die weite Aussicht breitete, bis nur noch das graue Wasser des mittelländischen Meers und die dicken Wälder sichtbar waren. Der Mond stieg jetzt aus der See empor. Sie sah, wie er immer größer hervorging, wie der glänzende Kreis, den er aufs Wasser warf, sich immer erweiterte, und die Spitzen der Wälder und die Zinnen des Wachtthurms, an dessen Fuße sie saß, sich in die Strahlen tauchten. Ihre Geister standen im Einklang mit dieser Scene. Indem sie so sinnend da saß, schlichen sich Töne durch die Luft zu ihr heran, die sie sogleich für die Musik und Stimme, die sie schon oft um Mitternacht gehört, erkannte. In den Schauer, der sie durchdrang,

mischte sich Angst und Schrecken, wenn sie an ihre entfernte, einsame Lage dachte. Die Töne kamen näher — sie würde aufgestanden seyn, um den Ort zu verlassen; allein sie schienen aus dem Wege, den sie nach dem Schlosse nehmen mußte, zu kommen, und sie wartete zitternd den Ausgang ab. Es näherte sich immer mehr und hörte dann gänzlich auf. Emilie saß noch lauschend und unfähig, sich zu bewegen da, als sie eine Gestalt aus dem Schatten der Wälder hervorgehn und nicht weit von ihr, längs dem Ufer hingleiten sah. Es schwand so schnell, und sie war | so von Angst betäubt, daß sie es zwar sah, aber nicht genau zu betrachten Herz hatte.

Sie verließ den Ort mit dem Vorsatze, ihn nie wieder so spät und allein zu besuchen, und als sie sich dem Schlosse näherte, hörte sie laut ihren Namen von mehrern Stimmen rufen. Es waren des Grafen Bediente, die er nach ihr ausgeschickt hatte; als sie in den Eßsaal trat, wo er mit Heinrich und Blanken saß, gab er ihr einen sanft verweisenden Blick, den sie verdient zu haben erröthete.

Dieser Vorfall hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, und ihr die Dinge, die sie vor einigen Nächten erlebte, so lebhaft ins Gedächtnis gebracht, daß sie kaum Muth hatte, allein zu bleiben. Sie blieb lange auf, als aber kein Ton ihre Furcht erneuerte, legte sie sich endlich zu Ruhe. Allein diese war nicht von langer Dauer. Ein lauter ungewöhnlicher Lärm, der aus dem Gange an ihrem Zimmer zu kommen schien, störte sie. Man hörte deutlich stöhnen und gleich darauf fiel etwas schweres mit einer solchen Gewalt gegen ihre Thüre, daß es sie zu sprengen drohte. Sie rief laut, wer da? erhielt aber keine Antwort, obgleich sie zu Zeiten etwas leise ächzen hörte. Die Furcht raubte ihr die Kraft, aufzustehn; bald darauf hörte sie Fußtritte im fernen Ende des | Gangs; so wie sie herannahten, rief sie lauter als zuvor, bis sie an ihrer Thür still standen. Sie erkannte nun die Stimme einiger Bedienten, die aber mit dem, was außen vorging, zu beschäftigt schienen, um auf ihr Rufen zu achten. Bald darauf aber trat Annette herein, um Wasser für ein Mädchen zu holen, das ohnmächtig geworden war. Emilie ließ das Mädchen hereinbringen, und als sie wieder zu sich selbst

gekommen war, sagte sie, daß sie im Heraufgehn der schwarzen Wendeltreppe auf dem zweiten Vorsaal eine Erscheinung gesehen hätte. Es hätte einen Augenblick in einem Winkel still gestanden, wäre dann weiter gehuscht und an der Thüre des Zimmers, die kürzlich einmal aufgemacht worden, verschwunden. Nachher hätte sie nur einen dumpfen Ton gehört.

»So muß der Teufel sich einen Schlüssel zu dem Zimmer verschafft haben«, sagte Dorothee; »denn jemand anders kann es nicht seyn; ich habe die Thüre selbst zugeschlossen.«

Das Mädchen war die Treppen herabgestürzt und schreiend bis in den Gang gelaufen, wo sie ohnmächtig an Emiliens Thüre niederfiel.

Emilie gab ihr einen sanften Verweis, und suchte sie wegen ihrer Furcht zu beschämen; allein das Mäd|chen behauptete steif und fest, sie hätte eine Erscheinung gesehen, und ging in Begleitung aller Bedienten auf ihre Kammer, die einzige Dorothee ausgenommen, die auf Emiliens Bitten die Nacht bei ihr blieb. Emilie wurde noch verlegner, als Dorothee ihr jetzt vertraute, daß sie einmal auf eben der Stelle gerade eine solche Erscheinung gesehen hätte, und daß sie aus dieser Ursache sich jenesmal so sehr gescheut hätte, die nördlichen Zimmer zu öffnen.

Von dieser Nacht an stieg die Furcht des ganzen Gesindes bis zu einem solchen Grade, daß verschiedene ihren Abschied von dem Grafen foderten, der vergebens alles anwandte, um ihnen das Thörigte ihrer Einbildung zu benehmen. Sie nahmen keine Gründe an, und jetzt fand Ludovico, den der Graf gleich anfangs in seine Dienste nahm, Gelegenheit, zugleich seinen Muth und seine Dankbarkeit zu beweisen. Er erbot sich, eine Nacht in den verschrieenen Zimmern zu wachen; er fürchtete keine Geister, sagte er, und wenn ein Wesen menschlicher Art erschiene, so wollte er beweisen, daß er es eben so wenig scheute.

Der Graf besann sich einen Augenblick, während die Bedienten, die den Vorschlag hörten, sich mit Zweifel und Erstaunen ansahen, und Annette, für ih|res Geliebten Sicherheit besorgt, Thränen und Bitten anwandte, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen.

»Du bist ein kühner Bursche«, sagte der Graf lächelnd. »Bedenke wohl, was du unternimmst, ehe du dich entschließt. Doch wenn du auf deinem Vorsatze beharrst, so will ich dein Erbieten annehmen und deine Unerschrockenheit soll nicht unbelohnt bleiben.«

»Ich verlange keine andre Belohnung, als Ew. Excellenz Beifall«, erwiderte Ludovico; »Sie haben mir bereits Güte genug erzeugt; nur wünschte ich Waffen zu haben, um mich mit meinem Feinde messen zu können, wenn er erscheint.«

»Gut«, sagte der Graf, »du sollst ein Schwerdt und auch gute Speise und Trank haben; ich denke, deine tapfern Kameraden hier werden Muth genug haben, noch eine Nacht im Schlosse zu bleiben, da du für diese Nacht wenigstens die Angriffe des Geistes auf dich allein nehmen wirst.«

Emilie war verwundert und bekümmert, als sie Ludovico's Entschluß hörte, und war oft geneigt, zu erwähnen, was sie in den nördlichen Zimmern des Grafen gesehn hatte: denn sie konnte sich einer ängstlichen Besorgniß für Ludovico nicht gänzlich erwehren. Doch schwieg sie, um ihr Versprechen gegen Dorothee nicht zu verletzen, und suchte Annetten zu beruhigen, die Ludovico's Verderben für gewis hielt, und auf die Emiliens Tröstungen weit weniger Eindruck machten, als das Benehmen der alten Dorothee, die, so oft sie Ludovico's Namen aussprach, einen tiefen Seufzer ausstieß und die Augen gen Himmel schlug.

|

Sechstes Kapitel

Der Graf gab Befehl, daß die nördlichen Zimmer aufgemacht und gelüftet werden sollten; allein Dorothee fürchtete sich, zu gehorchen, und da auch von den andern Bedienten sich keiner dahin getraute, so blieben sie verschlossen, bis Ludovico in der Abendstunde, die das ganze Haus mit Ungeduld erwartete, sein Abendtheuer antrat.

Der Graf mit seinen Gästen begleitete Ludovico bis an die Thüre des nördlichen Zimmers, wo Dorothee die Schlüssel ablieferte.

Ludovico führte nun den Zug an, und beinahe alles, was im Schlosse war, folgte ihm mit solcher heißen Neugier, als hätte er eine Zauberbeschwörung unternommen.

Sie sahen sich schnell im ersten Zimmer um; als sie hier nichts schreckhaftes erblickten, gingen sie ins | zweite und dann mit ruhigerm Schritte ins dritte. Der Graf hatte sich nun von der kleinen Ueberraschung, die ihm der erste Eintritt in diese Zimmer verursachte, erholt, und fragte Ludovico, in welchem er die Nacht zubringen wollte.

»In einem der hintern Zimmer soll ein Bette stehn«, sagte Ludovico, »und da wünschte ich mit Ew. Excellenz Erlaubniß die Nacht hinzubringen, um mich niederzulegen, wenn ich müde vom Wachen bin.«

»So laßt uns weiter gehn«, sagte der Graf. »Ihr seht, daß in diesen Zimmern nichts ist, als feuchte Mauern und verfallene Möbeln. Ich habe, seit ich hier bin, so viel zu thun gehabt, daß ich noch nicht herein gekommen bin. Morgen müssen alle Fenster aufgemacht werden; die damastenen Tapeten zerfallen in Stücken, ich will sie abnehmen und diese antiken Möbeln wegschaffen lassen.«

»Lieber Vater«, sagte Heinrich, »hier steht ein Lehnstuhl, der so schwer vergoldet ist, daß er einem Staatsstuhle im Louvre ähnlich sieht.«

»Ja«, sagte der Graf, indem er einen Augenblick still stand, um ihn zu besehn, »zu diesem Stuhle gehört eine besondere Geschichte, allein wir wollen uns | jetzt nicht damit aufhalten. Diese Reihe von Zimmern ist größer, als ich gedacht hatte, es sind viele Jahre seit ich nicht hier war. — Ach, da ist ja der Sallon«, fuhr er fort, als sie in das große Zimmer kamen, worin Emilie mit Dorotheen verweilt hatte. Er stand still, um die Ueberreste ehemaliger Pracht zu betrachten, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: »Wie das alles sich verändert hat, seit ich es zuletzt sah! Ich war damals noch ein junger Mann, und die Marquise war in voller Blüthe! Ach, auch noch viele andre waren damals hier, die jetzt nicht mehr sind! Dort stand das Orchester; hier hüpfen wir in fröhlichen Labyrinthen!

Die Wände erschollen von Tanz und Musik — jetzt hallen sie nur eine schwache Stimme zurück, und auch die wird bald nicht mehr gehört werden! Doch genug, laß uns weiter gehn.«

Ludovico öffnete nun die Thüre des Schlafzimmers und der Graf fuhr zusammen bei dem leichenmäßigen Ansehn, welches die schwarzen Umhänge gaben. Er näherte sich langsam dem Bette und stand bei der Decke von schwarzem Sammt still. »Was bedeutet das?« fragte er betroffen.

»Die Marquise soll in diesem Zimmer gestorben und der Körper bis zur Beerdigung hier geblieben seyn«, erwiederte Ludovico.

| Der Graf gab keine Antwort, sondern blieb einige Augenblicke in Gedanken vertieft und sichtlich erschüttert stehn. Dann fragte er Ludovico sehr ernsthaft, ob er sich wirklich getraute, die Nacht hier zu bleiben; »wo nicht, so gesteh es frei«, setzte er hinzu, »ich will dich von deinem Versprechen lossagen, ohne dich dem Spotte der Bedienten Preis zu geben.«

Ludovico zögerte einen Augenblick; doch überwog der Ehrgeiz die Bangigkeit, die ihn selbst überfallen hatte, und er beharrte auf seinem einmal erklärten Entschlusse.

Er leuchtete dem Grafen und Heinrich bis auf die Treppe, wo sie ein andres Licht fanden, wünschte ihnen ehrerbietig gute Nacht und machte die Thüre fest zu. Auf seinem Rückwege ins Schlafzimmer untersuchte er alle Zimmer noch genauer, weil er fürchtete, daß jemand ihm einen Possen gespielt und sich hineingeschlichen haben könnte, um ihn zu erschrecken. Er fand nichts, und beschäftigte sich nun, ein Feuer im Kamin anzumachen, worauf er einen Stuhl und kleinen Tisch herbeirückte, eine Flasche Wein und kalte Küche hervorzog und sich selbst bewirthete. Nachdem er gegessen hatte, legte er sein Schwerdt neben sich, zog einen alten Roman aus der Tasche und heftete bald seine Aufmerksamkeit auf | die Geschichten, die er las, ohne an den Ort, wo er sich wirklich befand, zu denken.

Er hörte nur von Zeit zu Zeit den schwachen Schall einer Thüre, die einer nach dem andern beim Schlafengehen zumachte, bis

endlich die Schloßglocke zwölfe schlug. Es ist Mitternacht, sagte er, und blickte argwöhnisch in dem großen Zimmer umher. Das Feuer im Kamin war beinahe ausgegangen, denn er war in seinem Buche zu vertieft gewesen, um darauf zu achten. Doch fachte er es bald wieder an, legte noch frisches Holz auf, schenkte sich ein Glas Wein ein, und zog seinen Stuhl näher zu der knisternden Flamme, um den Wind weniger zu hören, der heulend durch die Fenster pfiß. Er zog sein Buch wieder hervor, und er stieß auf eine Geschichte, die merkwürdig genug ist, um dem Leser im Auszuge mitgetheilt zu werden.

Eine alte Sage.

In der Provinz Bretagne lebte ein edler Baron, der wegen seiner Pracht und Gastfreiheit berühmt war. Sein Schloß war der Sammelplatz schöner Damen und berühmter Ritter. Die Ehre und Pracht seiner ritterlichen Feste lud die Tapfern aus fernen | Landen ein, in seine Schranken zu treten, und sein Hof war glänzender als der Hof manches Fürsten. Fünf Minnesänger waren in seinem Dienst und sangen die Thaten der Vorzeit in ihre Harfen, während er von seinen Rittern und Damen umgeben im grossen Saale seines Schloßes schwelgte, wo die köstlichen Tapeten, welche die Wände mit den abgebildeten Thaten seiner Vorfahren schmückten, die Fenster von gemahlten Glas mit Wappenschildern bereichert, die großen Fahnen, die unter der Decke wehten, die prächtigen Thronhimmel und die reichen Verzierungen von Gold und Silber eine Pracht darstellten, die man in unsern Tagen nicht mehr sieht.

Eines Abends, als sich der Baron spät von seinem Gastgebot zurückgezogen und seine Bedienten fortgeschickt hatte, trat ein Fremder von edlem Ansehn aber von trauriger, niedergeschlagener Miene zu ihm. Der Baron, über den nächtlichen Besuch erschrocken, wollte seine Leute herbeirufen; allein der Fremde trat langsam näher, und sagte ihm, er sollte nichts fürchten; er käme in keiner feindlichen Absicht, sondern blos um ihm ein schreckliches Geheimniß zu eröffnen.

Der Baron, durch das gute Ansehn des Fremden eingenommen, steckte sein Schwerdt wieder in die Scheide, nachdem er ihn eine Zeit lang stillschweigend betrachtet hatte, und bat ihn, sich näher über die Absicht seines außerordentlichen Besuchs und über die Art, wie er in das Zimmer gekommen war, zu erklären.

Der Fremde antwortete, daß er sich jetzt nicht näher erklären könnte, wenn aber der Baron ihn ein Stückchen in den Wald nicht weit von dem Schloßraume begleiten wollte, so würde er ihn überzeugen, daß er ihm etwas wichtiges zu entdecken hätte.

Dieser Vorschlag beunruhigte den Baron aufs neue; er glaubte, daß der Fremde unmöglich eine gute Absicht dabei haben könnte, ihn in der Nacht an einen einsamen Ort zu locken, und weigerte sich, mit ihm zu gehn, wenn er ihm nicht die Ursache seines späten Besuchs eröffnen wollte.

Indem er sprach, betrachtete er den Fremden aufmerksamer als zuvor: er bemerkte keine Veränderung in seinem Gesichte, noch sonst ein Zeichen, das eine böse Absicht verrathen hätte. Er war wie ein Ritter gekleidet, von schlankem majestätischem Ansehn und hatte etwas Edles in seinem Wesen. Er schlug es standhaft ab, sich an einem andern Orte, als den er bezeichnet hatte, näher zu erklären, und ließ zugleich einige Worte fallen, die des Barons Neugierde so sehr erregten, daß er sich entschloß, ihm unter gewissen Bedingungen zu folgen.

»Herr Ritter«, sagte er, »ich will mit euch in den Wald gehn, wenn ihr mir erlauben wollt, viere von meinen Leuten mitzunehmen, die unser Gespräch von weitem anhören.«

»Was ich Euch zu entdecken habe«, versetzte der Ritter feierlich, »gilt nur euch alleine. Es giebt nur drei lebende Personen, die darum wissen, und die Sache ist wichtiger für euch und euer Haus, als ich jetzt sagen kann. So lieb euch eure Wohlfahrt ist, folgt mir und traut meinem Ritterworte, daß euch nichts Böses widerfahren soll. — Wenn ihr aber zweifelt, so bleibt zurück und ich will gehn, wie ich kam.«

Der Baron besann sich. Er sah den Ritter an, und bemerkte eine

sonderbare Feierlichkeit in seinem Gesicht. — Hier glaubte Ludovico ein Geräusch zu hören, und sah sich im Zimmer um. Da er aber nichts weiter bemerkte, las er weiter. —

Der Baron ging stillschweigend im Zimmer auf und ab. Endlich sagte er: »Herr Ritter, ihr seyd mir ganz unbekannt, sagt selbst, ob ihr verlangen könnt, daß ich mich um diese Stunde einem Fremden in einem einsamen Walde anvertraue. Sagt mir wenigstens, wer ihr seyd und wie ihr in dieses Zimmer kommt.«

| Der Ritter runzelte die Stirn und schwieg einen Augenblick; dann sagte er mit etwas finstern Gesicht:

»Ich bin ein Engelländischer Ritter, und heiße Bevis von Lancaster; meine Thaten sind nicht unbekannt im gelobten Lande, von wo ich nach meinem Vaterlande zurückkehrte, als mich die Nacht in dem benachbarten Walde überfiel.«

»Euer Name ist dem Ruhme nicht unbekannt«, sagte der Baron; »aber da ihr wißt, daß mein Schloß allen ächten Rittern offen steht, warum ließt ihr euch nicht durch euren Herold ankündigen? Warum erschieht ihr nicht beim Schmause, wo ihr willkommen gewesen wäret, statt euch in meinem Schlosse zu verbergen und um Mitternacht in mein Zimmer zu stehlen.«

Der Ritter antwortete noch ernster: »ich komme nicht, um Fragen zu beantworten, sondern um Thatsachen zu entdecken. Folgt mir, wenn ihr mehr wissen wollt — meine Zeit ist kurz.«

Der Baron entschloß sich, dem Fremden zu folgen, um den Ausgang dieses sonderbaren Begehrens zu erfahren. Er zog sein Schwerdt aufs neue hervor, ergrif ein Licht und hieß den Ritter vorgehn. Der | Ritter führte ihn durchs Vorzimmer, wo der Baron zu seinem Erstaunen alle seine Knappen schlafend fand. Er wollte ihnen zornig ihre Nachlässigkeit verweisen, aber der Ritter winkte ihm mit der Hand und sah ihn so bedeutend an, daß er seinen Zorn zurückhielt und schweigend folgte.

Der Ritter stieg eine Treppe herunter, öffnete eine geheime Thüre, die der Baron niemanden bekannt glaubte, und führte ihn durch einige schmale krumme Gänge zu einer kleinen Pforte, die außerhalb

der Mauern führte. Der Baron folgte ihm in stummen Erstaunen, daß diese geheimen Gänge einem Fremden so bekannt waren; der Fremde seufzte oft indem er weiter ging, sprach aber kein Wort.

Als sie an den Eingang des Waldes kamen, drehte er sich um, und hob den Kopf in die Höhe, als wollte er sprechen, schloß aber die Lippen sogleich wieder und gieng weiter.

Als sie zwischen die dunkeln herabhängenden Zweige kamen, stand der Baron, betroffen über die Gefahr seiner Lage, still und fragte, ob sie noch weiter zu gehn hätten. Der Ritter antwortete nur durch eine Bewegung und der Baron folgte ihm mit zögernden Schritten durch einen dunkeln, bewachsenen | Pfad, bis er eine weite Strecke zurückgelegt hatte. Er fragte nun wieder, wohin er ihn führte, und weigerte sich weiter zu gehn, wenn er nicht wüßte, wohin.

Er sah bei diesen Worten sein Schwerdt und dann den Ritter an: aber dieser schüttelte den Kopf und seine niedergeschlagene Miene entwafnete den Verdacht des Barons.

»Ein wenig weiter hin ist der Ort, wohin ich euch führen wollte«, sagte der Fremde — »es soll euch kein Uebel wiederfahren. Ich habe bei meiner Ritterehre geschworen.«

Der Baron folgte ihm schweigend, durch diese Versicherung aufgerichtet, und sie kamen bald an eine tiefe Höhle im Walde, wo die dunkeln und hohen Wallnußbäume alles Licht des Himmels ausschlossen. Der Ritter seufzte tief und stand still. Er drehte sich nun, zeigte mit einem schrecklichen Blick auf die Erde, und der Baron sah den Körper eines Mannes der Länge nach ausgestreckt und sich im Blute wälzend: eine tiefe Wunde saß auf der Stirne und der Tod schien bereits seine Züge verzerrt zu haben.

| Der Baron starrte vor Schrecken, sah den Ritter mit einem fragenden Blick an und wollte den Körper aufheben, um zu sehn, ob noch Reste des Lebens in ihm wären; allein der Fremde winkte mit der Hand und heftete einen so kläglichen Blick auf ihn, daß er sogleich abstand.

Allein was empfand der Baron, als er die Lampe näher an die Züge des Sterbenden hielt, und das genaue Ebenbild seines Führers

entdeckte. Er sah ihn an, aber das Gesicht des Ritters verwandelte sich und verblich, bis seine ganze Gestalt vor den erstaunten Sinnen des Barons schwand. Indem sprach eine hohle Stimme diese Worte: —

Ludovico fuhr zusammen und legte das Buch aus der Hand, denn er glaubte eine Stimme im Zimmer zu hören — er sah nach dem Bette, erblickte aber nur die dunkeln Vorhänge und die schwarze Decke. Er wagte kaum Athem zu holen, hörte aber nichts als das ferne Brüllen der See im Sturme und das Toben des Windes — er nahm das Buch wieder auf und las weiter. —

Während der Baron starrend da stand, sprach eine Stimme diese Worte:

| »Hier vor euch liegt der Körper des Ritters Bevis von Lancaster. Er wurde diese Nacht auf der Rückreise von der heiligen Stadt nach seinem Vaterlande von Räubern angefallen und ermordet. Denkt an die Rechte der Ritterehre und der Menschlichkeit; begrabt den Leichnam in christlichem Boden und laßt die Mörder strafen, die ihr in einer Hütte am Ende des Waldes finden werdet. Seegen und Glück für die Eurigen sey der Lohn eurer That.«

Der Baron rächte treulich den Mord des Erschlagenen. Am folgenden Tage ließ er ihn mit allen Ehrenbezeugungen in seiner Kapelle begraben, wo ein Leichenstein dem Vorübergehenden die traurige Geschichte erzählt.

Ludovico ließ das Buch aus der Hand fallen. Der Schlaf überwältigte ihn und er sank in dem Lehnstuhle nieder. Er sah im Traume noch immer das Zimmer vor sich, wo er sich wirklich befand — zweimal fuhr er auf, weil es ihm däuchte, als ob ein Manns Gesicht über die hohe Lehne seines Stuhls ragte. Diese Vorstellung machte solchen Eindruck | auf ihn, daß er beinahe andern Augen zu begegnen erwartete, indem er die seinigen aufschlug — er stand auf und sah hinter den Stuhl, ehe er sich überzeugen konnte, daß niemand da sey.

So verstrich diese Stunde.

Siebentes Kapitel

Der Graf, der die Nacht über wenig geschlafen hatte, stand früh auf und ging, begierig Ludovico zu sprechen, nach dem nördlichen Zimmer; da aber die äußere Thüre des Abends vorher verriegelt war, so sah er sich genöthigt, laut zu klopfen. Weder sein Klopfen noch sein Rufen wurde gehört; er vermuthete nun, daß Ludovico vom Wachen müde, in tiefen Schlaf gefallen seyn würde, und verließ die Thüre um im Felde spatzieren zu gehn.

Es war ein grauer Herbstmorgen. Die Sonne die über Provence aufging, verbreitete nur ein schwaches Licht, da ihre Strahlen mit den Dünsten kämpften, die aus der See aufstiegen und in dicken Wolken über den Wäldern schwammen, die jetzt der gelbe Hauch des Herbstes bunt gefärbt hatte. Der Sturm war vorüber, aber die Wellen waren | noch heftig bewegt und ihr Lauf wurde durch lange Linien von Schaum bezeichnet, während nicht ein Lüftchen in den Seegeln der Schiffe flatterte, die dicht am Ufer die Anker lichteteten, um fortzusegeln. Die verlängerten Schatten des Morgens gefielen dem Grafen und er setzte seinen Weg durch die Wälder in tiefe Gedanken versunken, fort.

Auch Emilie stand früh auf und machte ihren gewöhnlichen Morgenspaziergang längs dem Vorgebürge das über die See hing. Ihre Seele war jetzt nicht mit dem, was im Schlosse vorging beschäftigt, sondern Valancourt war der Gegenstand ihrer traurigen Gedanken. Sie hatte sich noch nicht dahin bringen können, ihn mit Gleichgültigkeit zu betrachten, so sehr auch ihr Verstand ihr die Neigung vorwarf, die noch immer für ihn in ihrem Herzen zögerte, nachdem ihre Achtung dahin war. Die Erinnerung gab ihr oft seinen scheidenden Blick und die Töne seiner Stimme, als er ihr das letzte Lebewohl sagte, zurück, und da jetzt einige andre Ideenverbindungen diese Umstände mit besondern Nachdruck in ihrer Phantasie hervorriefen, preßte diese Vorstellung ihr bittre Thränen aus.

Sie setzte sich auf die zerbrochenen Stufen der Warte nieder und sah mit melancholischem Nachsinnen | dem Spiel der Wellen zu,

wie sie halb in Dünsten verborgen, nach dem Ufer zu rollten und ihren leichten Schaum auf die untern Klippen sprützten. Ihr dumpfes Murmeln und die verdunkelnden Nebel, die in Kränzen die Klippen hinauf stiegen, gaben der Scene eine Feierlichkeit, die mit der Stimmung ihres Gemüths in Einklang stand, und sie saß da in der Erinnerung vergangner Zeiten verloren, bis diese zu schmerzlich ward und sie schnell den Ort verlies. Als sie an dem kleinen Thore des Wachtthurms hin gieng, sah sie Buchstaben auf dem Steine eingegraben; sie stand still um sie zu untersuchen und entdeckte ein klagendes Sonnet, von Valancourts Hand eingegraben.

Sie sah aus diesen Zeilen, daß Valancourt diesen Thurm besucht hatte, daß er wahrscheinlich die vergangne Nacht hier gewesen war, und vielleicht noch in der Gegend seyn konnte. Diese Betrachtungen giengen schnell vor ihrer Seele vorüber und riefen eine Menge kämpfende Bewegungen hervor, die ihre Lebensgeister beinahe niederdrückten: ihre erste Regung aber war ihn zu vermeiden; sie verließ sogleich den Thurm und gieng mit schnellen Schritten nach dem Schlosse zurück. Sie erinnerte sich auf ihrem Wege an die Musik, die sie in der Nähe des Thurms gehört hatte, und an die Gestalt, die vor ihr vorüber schwand. Beinahe glaubte sie in diesem Augenblicke der Bewegung, daß es Valancourt gewesen wäre, allein andre Erinnerungen überzeugten sie bald, daß dieses nicht | seyn konnte. Als sie in eine dicker belaubte Gegend des Waldes kam, sah sie in einiger Entfernung jemand langsam zwischen den Schatten gehn, ihre Seele war nur von einem Bilde erfüllt — sie fuhr zusammen und stand stille, weil sie es für Valancourt hielt. Es näherte sich mit schnellern Schritten und ehe sie sich noch genug besinnen konnte, um aus dem Wege zu gehn, erkannte sie die Stimme des Grafen, der seine Verwundrung bezeugte, sie schon so früh auf dem Spatziergang zu finden, und einen kleinen Versuch machte, sie mit ihrer Liebe zur Einsamkeit aufzuziehn. Allein er sah bald, daß hier mehr Ursach zur Bekümmerniß als zum Scherzen war; er veränderte seinen Ton und machte Emilien zärtliche Vorwürfe, daß sie einem unnöthigen Kummer so sehr nachhienge. Sie erkannte die

Wahrheit von allem was er sagte, konnte aber dennoch ihre Thränen nicht zurückhalten und er veränderte sogleich das Gespräch. Er äusserte seine Befremdung, daß er von dem Advocaten aus Avignon noch keine Antwort wegen der Güter der verstorbenen Madame Montoni erhalten hatte, und suchte mit freundschaftlichem Eifer Emilien durch die Hofnung ihren Anspruch drauf geltend zu machen, zu erheitern; allein sie fühlte, daß diese Güter jetzt wenig zur Glückseligkeit eines Lebens beitragen konnten, an dem Valancourt nicht mehr Theil nahm.

Als sie aufs Schloß zurück kamen, begab sich Emilie nach ihrem Zimmer und der Graf von Villefort | nach dem nördlichen Flügel. Die Thüre war noch immer verschlossen, da er aber jetzt entschlossen war, Ludovico zu wecken, so rief er lauter als zuvor; aber es erfolgte nur eine gänzliche Stille und der Graf fieng endlich an zu fürchten, daß Ludovico etwas zugestoßen seyn könnte. Er entschloß sich also endlich, seine Bedienten herbei zu rufen, um die Thüre zu sprengen.

Auf des Grafen Fragen, ob sie nichts von Ludovico gehört oder gesehen hätten, antworteten sie erschrocken, daß sich keiner von ihnen seit der vorigen Nacht in den nördlichen Flügel des Schlosses gewagt hätte. Es hielt sehr schwer, ehe der Graf die Leute dahin bringen konnte, die Thüre zu sprengen, und er sah sich beinahe genöthigt, den ersten Schlag selbst zu thun. Nur die beherztsten folgten ihm und Heinrich in das erste Zimmer, die übrigen erwarteten auf der Treppe und auf dem Vorsale den Ausgang.

Es war alles still in den Zimmern durch die der Graf gieng; im Saale rief er Ludovico nochmals mit lauter Stimme und als er noch immer keine Antwort erhielt, riß er die Thüre des Schlafzimmers auf und gieng hinein.

Die tiefe Stille von innen bestärkte seine Besorgnisse für Ludovico, man hörte nicht einmal das Athmen eines Schlafenden, auch konnte er sich nicht aus seiner Ungewisheit reißen, weil die Laden alle zugemacht waren, und er in der Dunkelheit keinen Gegenstand zu erkennen im Stande war.

Der Graf befahl einem Bedienten, den Laden aufzumachen; allein der Mensch hatte kaum einige Schritte ins Zimmer gethan als er zur Erde fiel, und durch sein Geschrei die andern, die sich so weit herbeigewagt hatten, in solches Schrecken setzte, daß sie eilends davon liefen, und es dem Grafen und Heinrich überließen, das Abentheuer zu beendigen.

Heinrich sprang quer durchs Zimmer, und als er einen Fensterladen geöffnet hatte, sahen sie, daß der Mann über einen Lehnstuhl der beim Camin stand, beinahe gestolpert wäre. Ludovico sas nicht mehr darin; auch konnten sie ihn bei dem unvollkommenen Lichte, das ins Zimmer fiel, nirgends entdecken. Der Graf wurde im vollen Ernste unruhig und öffnete die andern Läden um weiter zu untersuchen; als er aber dennoch Ludovico nicht fand, stand er einen Augenblick voll Erstaunen still und wagte kaum seinen Sinnen zu trauen, bis endlich seine Augen aufs Bett fielen, und er hinzu trat, um zu sehn, ob er hier schlief. Allein es lag niemand darin, und auch im Cabinet, das er nunmehr durchsuchte, stand noch alles wie die Nacht zuvor, nur Ludovico war nicht da.

Des Grafen Erstaunen überstieg allen Ausdruck. Im Schlafzimmer war ausser dem umgeworfnen Stuh|le, keine Unordnung zu sehn; auf einem kleinen Tische darneben sah er noch Ludovicos Schwerdt, sein Licht, das Buch worinn er gelesen hatte, und den Ueberrest seiner Flasche Wein. Auf der Erde lagen noch einige Ueberreste seines Proviants und etwas Holz.

Heinrich und der Bediente äusserten nun ihr Erstaunen ohne Rückhalt; der Graf sagte wenig, allein es lag ein gewisser Ernst in seinem Wesen, der viel ausdrückte. Es schien, daß Ludovico das Zimmer durch einen geheimen Gang verlassen hatte, denn der Graf konnte nicht glauben, daß etwas übernatürliches im Spiel sey, doch blieb es unerklärlich, wenn auch ein geheimer Ausgang da war, warum er sich auf solche Art davon gemacht hatte; und eben so sonderbar war es, daß man auch keine Spur fand, und daß alles in solcher Ordnung war, als wenn er den gewöhnlichen Weg genommen hätte.

Der Graf half selbst die gewürkten Tapeten, womit das Schlafzimmer, der Saal und einige Vorzimmer behangen waren, aufheben, um zu entdecken, ob eine Thüre dahinter verborgen wäre; allein trotz alles mühsamen Suchens fand er nichts, und verließ zuletzt die Zimmer, nachdem er das letzte sorgfältig verschlossen, und den Schlüssel, der noch inwendig steckte, selbst zu sich genommen hatte. Er gab darauf Befehl, nicht nur im Schlosse, sondern auch in der Nachbarschaft scharfe Nachsuchung nach Ludovico zu thun. Er ver|schloß sich darauf mit Heinrich in sein Cabinet, wo sie lange zusammen blieben. Was auch der Inhalt ihres Gesprächs war, so verlor doch Heinrich von dieser Stunde an vieles von seiner Lebhaftigkeit, und sein Betragen war besonders ernsthaft und zurückhaltend, so oft die Rede auf den Gegenstand kam, der jetzt des Grafen Familie mit Verwundrung und Unruhe erfüllte.

Die allerschärfste Nachforschung blieb vergebens, und nach einigen Tagen unermüdeten Suchens überließ sich die arme Annette ganz der Verzweiflung, und die andern Bedienten der Furcht und Verwundrung.

Emilie, auf deren Gemüth das unglückliche Schicksal der verstorbenen Marquise und der geheimnisvolle Zusammenhang, den sie sich zwischen ihr und Herr St. Aubert dachte, einen tiefen Eindruck gemacht hatte, nahm einen ganz besondern Antheil an dem letzten ausserordentlichen Vorfall, und war sehr bekümmert um Ludovicos Verlust, dessen Rechtschaffenheit und treue Dienste ihre Achtung und Dankbarkeit verdienten. Sie wünschte nichts mehr als in die ruhige Einsamkeit ihres Closters zurückzukehren, allein jeder Wink davon wurde von Blanken mit wirklichem Schmerz aufgenommen, und zärtlich von dem Grafen abgelehnt, für den sie die Liebe und Achtung einer Tochter fühlte. Sie sagte ihm endlich mit Dorotheens Einwilligung von der Erscheinung, die sie im Zimmer | der verstorbenen Marquise gesehn hätte. Zu jeder andern Zeit würde er über eine solche Erzählung gelächelt und geglaubt haben, daß es nur eine phantastische Einbildung sey, diesmal aber hörte

er Emilie ernsthaft zu, und bat sie am Ende, von diesen Dingen nie etwas zu sagen. »Was auch die Ursache und die Bedeutung dieser sonderbaren Ereignisse seyn mag«, setzte er hinzu, »so kann doch nur die Zeit sie erklären. Ich werde ein scharfes Auge auf alles richten, was im Schlosse vorgeht, und werde alles anwenden, um Ludovicos Schicksal zu entdecken. Indessen müssen wir vorsichtig und still zu Werke gehn. Ich will selbst in den nördlichen Zimmern wohnen, aber niemand soll etwas davon wissen.«

Der Graf ließ nun Dorotheen rufen und schärfte ihr Stillschweigen über alles ein, was sie gesehn hatte, oder vielleicht noch in Zukunft sehen konnte. Diese treue Alte, erzählte ihm nun alle Umstände von dem Tode der Marquise. Das meiste schien er schon zu wissen, einiges aber überraschte und rührte ihn sichtlich. Er gieng in sein Cabinet, wo er lange allein blieb. Als er wieder erschien, beunruhigte und befremdete Emilien der feierliche Ernst in seinem Wesen; doch behielt sie ihre Gedanken in der Stille für sich.

Die Woche nach Ludovicos Verschwinden nahmen alle Gäste des Grafen Abschied, den Baron, seinen Sohn den Herrn St. Foix und Emilien ausgenommen. | Diese wurde bald durch die Ankunft eines andern Besuchs, des Herrn Dúpont in Verlegenheit gesetzt, der sie auch bestimmte, sich unverzüglich ins Kloster zu begeben. Das Entzücken auf seinem Gesicht, als er sie sah, überzeugte sie nur zu deutlich, daß er dieselbe Leidenschaft wieder zurück brächte, die ihn vormals von Chateau Le Blanc verbannt hatte. Emilie nahm ihn mit Zurückhaltung und der Graf mit Vergnügen auf. Er führte seinen Freund mit einem Lächeln zu ihr, das für ihn zu sprechen schien, und schöpfte nicht weniger Hofnung für ihn aus der Verlegenheit, womit sie ihn empfing.

Herr Dúpont aber schien mit ächter Sympathie ihr Betragen besser zu verstehn; sein Gesicht verlor schnell seine Lebhaftigkeit und versank in Trauer.

Den andern Tag aber suchte er Gelegenheit, den Zweck seines Besuchs zu erklären und seine Bewerbung zu erneuern. Emilie

nahm seine Erklärung mit wirklicher Bekümmerniß auf, und suchte den Schmerz, den eine zweite abschlägige Antwort ihm verursachen mußte, durch Versicherungen ihrer Achtung und Freundschaft zu mildern, doch ließ sie ihn in einem Seelenzustand zurück, der ihr zärtliches Mitleid erregte, und da sie mehr als jemals fühlte, wie unschicklich es für sie war, länger im Schlosse zu bleiben, suchte sie sogleich den Grafen auf und eröffnete ihm ihre Absicht ins Kloster zurückzukehren.

| »Meine theuerste Emilie«, sagte er; »ich sehe mit wirklicher Betrübniß, daß Sie sich eine Täuschung machen, der junge, gefühlvolle Seelen so gerne nachhängen. Ihr Herz hat einen harten Stoß erlitten. Sie glauben sich nie ganz davon erholen zu können und werden sich in diesem Glauben erhalten, bis die Gewohnheit, dem Kummer nachzuhängen die Stärke Ihrer Seele niederdrücken und Ihre zukünftigen Aussichten mit Schwermuth und fruchtlosem Sehnen nach der Vergangenheit trüben wird. Lassen Sie mich diese Täuschung zerstreuen und Sie zu einem Gefühl Ihrer Gefahr werden.«

Emilie lächelte schmerzhaft. »Ich weiß, was Sie sagen wollen, verehrungswürdigster Freund! und bin gefaßt Ihnen zu antworten. Ich fühle, daß mein Herz nie einer zweiten Liebe fähig ist, und daß ich nie hoffen dürfte, nur Ruhe für es wieder zu finden, wenn ich mich in eine neue Verbindung einließe.«

»Ich weiß, daß Sie das alles fühlen«, erwiederte der Graf, »allein ich weiß auch, daß die Zeit diese Gefühle überwinden wird, wenn sie Ihnen nicht in der Einsamkeit und verzeihn Sie mir, mit romanhafter Zärtlichkeit nachhängen. Sonst wird freilich die Zeit nur Gewohnheit befestigen. Ich habe vielleicht ein vorzügliches Recht, über diese Materie zu sprechen und an Ihrem Leide Theil zu nehmen«, setzte der Graf mit feierlicher Stimme hinzu, »denn ich habe erfahren, was | es heißt, zu lieben und den Gegenstand seiner Liebe zu bejammern. Ja ich habe gelitten!« Thränen stiegen ihm in die Augen — »allein diese Zeiten sind lange vorüber — und ich kann nun mit Kälte darauf zurückblicken.«

»Aber theuerster Graf!« sagte Emilie furchtsam, »was bedeuten diese Thränen, sie sprechen, fürcht ich eine andre Sprache, sie sprechen für mich.«

»Es sind schwache Thränen«, versetzte der Graf, indem er sie troknete, »denn es sind unnütze — ich wünsche, daß Sie über solche Schwachheiten hinaus seyn mögen. Ach, es sind nur noch schwache Spuren eines Schmerzes, der mich bis an den Rand des Wahnsinns hätte bringen können. Urtheilen Sie also selbst, ob ich nicht Ursache habe, sie vor einer Weichheit zu warnen, die eine so schreckliche Würkung hervorbringen und wenn Sie ihr nicht entgegen arbeiten, die Jahre umwölken wird, die sonst glücklich hätten seyn können. — Herr Dúpont ist ein gescheuter, liebenswürdiger Mann, der Ihnen lange zärtlich ergeben gewesen ist. Seine Familie und seine Umstände sind ohne Tadel — nach dem was ich gesagt habe, ist es unnöthig hinzuzusetzen, daß es mein angelegentlichster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehn, und daß ich denke, Herr Dúpont könnte Sie glücklich machen. Meinen Sie nicht, Emilie«, fuhr er fort, indem er sie bei der Hand nahm — »es ist Ihnen noch Glückseeligkeit aufbehalten.«

| Er schwieg einen Augenblick und setzte dann mit festerer Stimme hinzu — »ich verlange nicht, daß Sie sich Gewalt anthun sollen, Ihren Empfindungen entgegen zu handeln; ich wünsche bloß, daß Sie die Gedanken zurückzuhalten suchen, die Sie an die Vergangenheit erinnern, daß Sie Ihre Seele mit den gegenwärtigen Gegenständen beschäftigen und sich an die Vorstellung halten, daß noch Glückseeligkeit für Sie möglich ist — daß Sie zuweilen mit Wohlwollen an den armen Dúpont denken und ihn nicht zu der Niedergeschlagenheit verdammen, der ich Sie, meine theuerste Emilie, so gerne entreissen mögte.«

»Ach mein verehrungswürdigster Freund!« sagte Emilie, und ihre Thränen flossen noch immer — »lassen Sie nicht Ihre guten Wünsche in dem Herrn Dúpont die Erwartung erregen, daß ich je seine Hand annehmen kann. Wenn ich mein eigen Herz kenne, so kann das nie geschehen.«

»Erlauben Sie mir in Ihrem Herzen zu lesen«, erwiderte der Graf mit schwachem Lächeln, »aber seyn Sie versichert daß ich nicht unbescheiden in Sie dringen werde. Ich will Sie sogar nicht einmal bitten, länger im Schlosse zu bleiben, als Sie selbst es wünschen: allein wenn ich Sie jetzt ohne Widerspruch von uns lasse, so behalte ich es mir doch vor, die Ansprüche der Freundschaft auf Ihre zukünftige Besuche geltend zu machen.«

| Thränen der Dankbarkeit mischten sich in die Thränen des zärtlichen Schmerzes, womit Emilie dem Grafen für die vielen Beweise seiner Freundschaft dankte — sie versprach, sich in allem — nur einen einzigen Punkt ausgenommen, nach seinem Rathe zu fügen, und versicherte ihn, daß sie mit Freuden seine, oder der Gräfin Einladung in Zukunft annehmen würde, wenn Herr Dúpont nicht im Schlosse gegenwärtig wäre.

Der Graf lächelte über diese Bedingung. Emilie aber begab sich den andern Tag wirklich in ihr Kloster zurück, wo sie von der Aebtissinn mit aller gewohnten mütterlichen Zärtlichkeit und von den Nonnen mit schwesterlicher Liebe aufgenommen wurde. Das Gerücht von dem letzten sonderbaren Vorfall war bereits ins Kloster gedrungen und man fragte Emilien um die näheren Umstände. Sie war sehr behutsam in ihren Antworten, und erzählte nur ganz kurz Ludovicos Geschichte, dessen Verschwinden die Nonnen einstimmig für etwas übernatürliches erklärten.

»Man hat lange geglaubt«, sagte eine Schwester Franziska, »daß es im Schlosse nicht richtig wäre, und ich wunderte mich, als ich hörte, daß der Graf die Verwegenheit hatte es zu bewohnen. Der vorige Besizer hat, fürchte ich, eine That verübt, die er schwer büßen muß.«

| — »Was hat er denn begangen?« fragte eine junge Nonne, die erst kürzlich ins Kloster gekommen war.

»Laßt uns für seine Seele beten!« — erwiderte eine andre, die bisher in stummer Aufmerksamkeit dagesessen hatte. — »Wenn er gesündigt hat, so war seine Strafe in dieser Welt groß genug.« — Sie sagte dies mit einem feierlichen Wesen, das Emilien

ausserordentlich auffiel, die junge Nonne aber sagte ohne darauf zu achten: »Sie wissen vermutlich worinn sein Verbrechen bestanden hat, und auf welche Art er hier gestraft wurde?«

»Es kann seyn«, erwiderte Schwester Agnes, »aber wer wagt es, meine Gedanken zu erforschen und zu bestimmen, was ich sagen will. Gott allein ist Richter, und zu dem Richter ist der Graf gegangen.«

Emilie sah die junge Nonne mit Verwunderung an, allein diese winkte ihr bedeutend. »Es thut mir leid, daß meine Frage Ihnen mißfallen hat«, sagte sie sanft; »ich hatte nicht die Absicht Sie zu beleidigen.«

»Mißfallen«, sagte Agnes pathetisch. »Wir sind alle leere Schwätzer und verstehen die Bedeutung der Worte nicht, die wir gebrauchen. *Mißfallen* ist ein armseliges Wort. Ich will gehen und beten.« Mit diesen Worten stand sie auf und verließ mit einem tiefen Seufzer das Zimmer.

| »Was war das?« sagte Emilie, als sie fort war.

»O das ist nichts«, antwortete Franzisca. »Sie ist oft so, allein sie verbindet keinen Sinn mit dem was sie sagt. Ihr Verstand ist zuweilen in Unordnung. Haben Sie sie noch nie so gesehen?«

»Niemals«, sagte Emilie. »Ihr zerstörter Blick ist mir wohl oft aufgefallen, in ihren Reden aber hab ich nie etwas bemerkt.«

»Beten Sie für sie, meine Tochter,« fiel die Aebtissin ein; »sie bedarf unsrer Gebete.«

»Was halten Sie wohl von dem verstorbenen Marquis, ehrwürdige Mutter«, sagte die junge Nonne zu der Aebtissin. »Die seltsamen Vorfälle im Schloße haben meine Neugierde so sehr erregt, daß Sie mir die Frage verzeihen werden. Was war sein Verbrechen und was die Strafe, worauf Schwester Agnes anspielt?«

»Der Gegenstand ist zu delik特, um darüber zu reden«, antwortete die Aebtissin mit feierlichem Ernst. »Ich will nicht behaupten, daß der Marquis ein Verbrecher war, noch will ich das Verbrechen nennen, dessen man ihn beargwöhnte — von einer Strafe aber, die er hier erduldet hätte, weiß ich nicht. Agnes deutete wahrscheinlich

sie alle freigesprochen, Montoni ausgenommen, der vom Senat als ein gefährlicher Mensch betrachtet, | und aus andern Ursachen, wieder ins Gefängniß gebracht wurde, wo er auf eine zweifelhafte, geheimnißvolle Art, nicht ohne Verdacht, vergiftet worden zu seyn, ums Leben kam.

Herr Quesnel hatte diese Nachricht aus einer so guten Quelle, daß er nicht an der Wahrheit zweifeln konnte. Er meinte, daß Emilie jetzt nur die Güter ihrer verstorbenen Tante zu fordern brauchte und erbot sich, selbst zur Betreibung des Geschäfts behülflich zu seyn. Er schrieb ihr, daß der Termin zur Verpachtung von La Vallée beinahe verflossen sey, und rieth ihr durch Thoulouse, wo es schicklich für sie seyn würde, die Güter der verstorbenen Madam Montoni in Besiz zu nehmen, dahin zu gehen; er meinte, es würde gut seyn, wenn sie spätestens in drei Wochen da einträfe und versprach, ihr selbst bis dahin entgegen zu kommen und ihr mit seinem Rathe an die Hand zu gehen.

Es schien, daß die reiche Erbin dem Herrn Quesnel jetzt mehr Achtung einflößte, als die arme, freundlose Waise je Mitleiden in ihm erregt hatte.

Das Vergnügen, welches sie bei dieser Nachricht empfand, wurde getrübt, wenn sie bedachte, daß derjenige, um dessentwillen sie einst den Mangel an Vermögen beklagt hatte, nicht mehr würdig war, es mit ihr zu theilen; wenn sie sich aber der freundschaftlichen Ermahnung des Grafen erinnerte, so unterdrückte sie | diese traurige Betrachtung, und suchte ihr Herz der reinen Dankbarkeit für das unerwartete Gute, das ihr jetzt zufließ, zu öffnen. Der Gedanke erhöhte ihre Freude nicht wenig, daß La Vallée ihre geliebte Heimath, und ihr theurer noch dadurch, daß es der Aufenthalt ihrer geliebten Eltern gewesen war, bald wieder in ihren Besiz kommen würde. Sie nahm sich vor, es zu ihrem beständigen Wohnort zu machen, denn ohngeachtet es weder in Umfang noch Pracht mit dem Schlosse zu Thoulouse konnte verglichen werden, hatte doch seine schöne Lage, und die zärtlichen Erinnerungen, die es umschwebten, Ansprüche an ihr Herz, die sie dem Freunde nicht

aufzuopfern geneigt war. Sie antwortete Herrn Quesnel sogleich, um ihm für den thätigen Antheil den er an ihren Angelegenheiten nahm, zu danken, und ihm zu sagen, daß sie ihn um die bestimmte Zeit zu Thoulouse treffen würde.

Als der Graf von Villefort mit Blanken ins Closter kam, um Emilien den Rath des Advocaten mitzutheilen, sagte sie ihm den Inhalt von Herrn Quesnels Briefe. Er wünschte ihr aufrichtig Glück, allein sie bemerkte, sobald der erste Ausdruck des Vergnügens von seinem Gesicht verschwunden war, einen ungewöhnlichen Ernst bei ihm, und wagte es nach der Ursache zu fragen.

»Ich habe gerade keine neue Ursache«, antwortete der Graf; »allein ich gestehe, daß mir die Verwirrung, | die jetzt wegen ihres thörigten Aberglaubens unter allen meinen Leuten herrscht, sehr unangenehm ist. Ich höre immer von Dingen schwatzen, die ich weder zugeben, noch ihnen widersprechen kann; auch bin ich wirklich wegen des armen Burschen, des Ludovico, sehr in Sorgen, von dem ich noch nichts habe erfahren können. Ich habe nicht nur das ganze Schloß, sondern die ganze Gegend durchsuchen lassen, und weiß nicht was ich weiter thun soll, da ich schon große Summen für eine Nachricht von ihm ausgeben habe. Die Schlüssel zu dem nördlichen Flügel sind seit seinem Verschwinden nicht aus meiner Verwahrung gekommen, und ich bin Willens, diese Nacht selbst in den Zimmern zu wachen.

Emilie gerieth über diesen Vorsatz in wirkliche Unruhe, und vereinigte ihre Bitten mit Blanken, ihn davon abzubringen.

»Was sollte ich fürchten«, sagte er. »Mit übernatürlichen Kräften werde ich nicht zu streiten haben, und auf menschlichen Widerstand bin ich gefaßt. Ich will auch sogar versprechen, nicht allein zu wachen.«

»Aber, wer wird Muth genug haben, mit Ihnen zu wachen, theurer Graf?« sagte Emilie.

»Mein Sohn. Es bleibt dabei«, setzte er lächelnd hinzu, »wenn ich diese Nacht nicht davon geführt wer|de, so sollen Sie morgen den Ausgang meines Abentheuers hören.«

Der Graf und Blanka nahmen bald darauf Abschied von Emilien und giengen auf das Schloß zurück, der Graf benachrichtigte hier Heinrichen von seiner Absicht, und dieser willigte nicht ohne geheimes Widerstreben ein, an seiner Wache Theil zu nehmen. Auch die Gräfin machte ihm viele Einwendungen; allein er hatte seinen Entschluß einmal fest gefaßt und ließ sich nicht wieder davon abbringen. »Ich bin frei von Aberglauben«, sagte er, »wenn etwas außerordentliches in meinem Hause vorgeht, oder wenn vormals etwas geschehen ist, daß noch jetzt diese auffallenden Folgen hervorbringt, so werde ich es wahrscheinlich erfahren. Auf allen Fall will ich die Entdeckung auffordern; und um gegen einen menschlichen Angrif gesichert zu seyn — denn das ist mir in der That das Wahrscheinlichste — werde ich Sorge tragen, mich mit guten Waffen zu versehen.«

Er nahm mit anscheinender Heiterkeit, die aber seine innere Unruhe nur schlecht verbarg, von der Emilie Abschied und begab sich mit seinem Sohne in die nördlichen Zimmer. Er fand in diesen Zimmern alles, wie er es zuletzt verlassen hatte, selbst im Schlafzimmer war keine Veränderung merklich. Da er keinen von den Bedienten hatte bewegen können, sich mit herein zu wagen, machte er selbst Feuer an, durchsuchte nochmals die Cammer und das Cabinet, und setzte sich dann mit Heinrich an das Camin. Sie stellten ein Licht und eine Flasche Wein auf den Tisch, schürten das Holz an, und sprachen über gleichgültige Gegenstände. Heinrich war oft still und in Gedanken vertieft, und warf zuweilen einen Blick voll Neugier und Furcht im dunkeln Zimmer umher, der Graf hörte nach und nach auf zu sprechen und sas entweder in Gedanken verloren, oder las in einem Bande von Tacitus, den er mitgebracht hatte, um die Langeweile der Nacht zu vertreiben.

Neuntes Kapitel

Der Baron St. Foix, den Unruhe für seinen Freund noch gehalten hatte, stand früh auf, um sich nach dem Ausgange des nächtlichen Abentheuers zu erkundigen. Als er vor des Grafen Cabinet kam, hörte er drinnen gehn, klopfte an die Thür, und sah sie durch seinen Freund selbst öffnen. Voll Freuden, ihn wohlbehalten zu sehn, und begierig zu erfahren, was in der Nacht vorgefallen war, hatte er nicht Zeit die ungewöhnliche Ernsthaftigkeit auf den Gesichtszügen des Grafen zu bemerken, dessen zurückhaltende Antworten ihn erst aufmerksam machten. Der Graf lächelte bei seinen Fragen und suchte den Gegenstand seiner Neugier obenhin zu behandeln; der Baron aber blieb ernsthaft und trieb seine Fragen so weit, daß der Graf endlich seinen Ernst wieder annahm und ihm sagte: »Dringen Sie nicht weiter in mich mein Freund, ich bitte Sie darum; und, thun Sie mir auch den Gefallen, sich | in der Folge über nichts zu wundern, was Ihnen in meinem Betragen auffallen könnte. Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich unglücklich bin, und daß die Wache der letzten Nacht mir nicht dazu geholfen hat, Ludovico zu entdecken. Das ist aber auch alles, was ich sagen kann, über alle andre Vorfälle dieser Nacht müssen Sie mir Stillschweigen erlauben.«

»Aber wo ist Heinrich?« fragte der Baron, den diese abschlägige Antwort befremdete und verdroß.

»Er ist wohlbehalten in seinem Zimmer«, erwiderte der Graf. »Sie werden ihn über diese Sache nicht befragen, mein Freund, da Sie meinen Wunsch kennen.«

»Gewis nicht, mein Freund«, sagte der Baron etwas bekümmert, »da es Ihnen unangenehm seyn würde; aber mich dünkt mein Freund, Sie sollten sich auf meine Verschwiegenheit verlassen, und diese ungewöhnliche Zurückhaltung ablegen.«

»Lassen Sie uns nicht mehr über die Sache reden, mein Freund!« sagte der Graf. »Sie können versichert seyn, daß eine wirklich wichtige Veranlassung mir dieses Stillschweigen gegen einen Freund

auflegt, den ich nunmehr seit beinahe dreißig Jahren so genannt habe; ich hoffe, Sie werden deswegen keinen Zweifel | in meine Achtung noch in die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft setzen.«

»Ich will nicht daran zweifeln«, erwiderte der Baron, »nur können Sie mir nicht verdenken, wenn ich einige Verwunderung über dieses Stillschweigen äußere.«

»Gegen mich äussern Sie es immerhin«, erwiderte der Graf, »allein ich bitte sie inständig, sich gegen meine Familie weder darüber, noch über sonst etwas, das Ihnen in meinem Betragen gegen sie auffallen könnte, auszulassen.«

Der Baron versprach es gern, und nachdem sie einige Zeit über allgemeine Dinge gesprochen hatten, giengen sie zum Frühstück herunter, wo der Graf seine Familie mit einem fröhlichen Gesicht anredete, und ihren Fragen durch leichten Spott und durch eine angenommne Lustigkeit auswich, während er ihnen versicherte, daß sie keine Gefahr von den nördlichen Zimmern zu besorgen hätten, da er und Heinrich unbeschädigt daraus zurückgekehrt wären.

Dem jungen Grafen Heinrich gelang es weniger, seine Gefühle zu verbergen. Ein Ausdruck von Schrecken war noch nicht ganz aus seinem Gesichte verschwunden; er sas oft still und in Gedanken, und wenn er über die begierigen Fragen der Mademoiselle Bearn | zu lachen versuchte, so sah man deutlich, daß es erzwungen war.

Nachmittags sprach der Graf, wie er versprochen hatte, im Kloster an, und Emilie bemerkte, daß er mit gesuchtem Scherz und mit Zurückhaltung zugleich der nördlichen Zimmer erwähnte. Von dem, was daselbst vorgefallen war, sagte er nichts; als sie es wagte, ihn an sein Versprechen zu erinnern, ihr das Resultat seiner Untersuchungen mitzuthemen und ihn fragte, ob er einen Beweis bekommen hätte, daß es in diesen Zimmern nicht richtig wäre, nahm er auf einen Augenblick eine feierliche Miene an, faßte sich aber gleich wieder und sagte lächelnd: »meine liebe Emilie, lassen Sie nicht die Aebtissin Ihren guten Verstand mit diesen Thorheiten anstecken; sonst wird sie Sie dahin bringen, in jedem dunkeln Zimmer einen

Geist zu erwarten. Aber glauben Sie mir«, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, »die Todten kommen nicht ans Licht um Scherz zu treiben, oder um den Furchtsamen zu erschrecken.« Er hielt inne und verfiel in ein augenblickliches Nachdenken, worauf er hinzu setzte, »lassen Sie uns nicht weiter über die Sache reden.«

Bald darauf nahm er Abschied, und Emilie sah mit Verwundrung, als sie zu den Nonnen kam, daß sie um einen Umstand wußten, den sie sorgfältig vermieden hatte, zu erwähnen; sie bezeugten ihre Verwundrung über des Grafen Beherztheit, daß er gewagt | hätte, die Nacht in dem Zimmer zuzubringen, aus dem Ludovico verschwunden war: denn sie hatte nicht bedacht, wie geschwind eine wunderbare Erzählung sich verbreitet. Die Nonnen hatten ihre Nachrichten von Bauern eingezogen, die Früchte ins Closter brachten, und deren ganze Aufmerksamkeit seit Ludovicos Verschwinden auf das, was im Kloster vorgieng, gerichtet war.

Emilie hörte stillschweigend die verschiedenen Meinungen der Nonnen über das Verschwinden des Grafen an: die meisten beurtheilten es als rasch und verwegen, und behaupteten, es hieße die Rache eines bösen Geistes reitzen, wenn man sich so muthwillig in seine Wohnung eindränge.

Franziska behauptete, daß der Graf mit der Tapferkeit einer tugendhaften Seele gehandelt hätte. »Er weiß sich keiner Handlung schuldig«, sagte sie, »die einen guten Geist aufbringen könnte, und fürchtete die Neckereien eines bösen nicht, da er den Schutz einer höhern Macht hoffen darf, die den Gottlosen gebieten, und den Unschuldigen beschützen kann.«

»Der Schuldige kann auf diesen Schutz keinen Anspruch machen«, sagte Schwester Agnes. »Laßt den Grafen auf sein Betragen zurückblicken, damit er nicht seinen Anspruch verscherzt: Aber wer darf es wagen, sich unschuldig zu nennen! alle irrdische Unschuld kann | nur vergleichungsweise so genannt werden. Und doch Welch eine weite Kluft zwischen den äußersten Gränzen der Schuld — und bis zu Welch einer erschrecklichen Tiefe können wir fallen! Oh — «

Die Nonne schauderte mit einem Seufzer zusammen, der Emiliens erschreckte! Sie blickte auf, und sah die Augen der Schwester Agnes fest auf die ihrigen geheftet. Sie stand auf, ergriff Emiliens Hand, sah ihr starr ins Gesicht, schwieg einige Augenblicke und sagte denn.

»Sie sind jung, Sie sind unschuldig — ich meine, noch unschuldig von großen Verbrechen! — Allein Sie haben Leidenschaften in Ihrem Herzen — Schlangen, die noch schlummern. Hüten Sie sich, sie zu erwecken, sie möchten Sie sonst bis in den Tod stechen.«

Emilie, durch diese Worte, und durch die Feierlichkeit, womit sie ausgesprochen wurden, tief gerührt, konnte ihre Thränen nicht unterdrücken.

»Ach, steht es so«, sagte Agnes, und ihre finstern Züge wurden milder — »so jung und schon so unglücklich. Wir sind also wirklich Schwestern. Aber nein, zwischen den Schuldigen kann kein Band der Freundschaft seyn«, setzte sie hinzu, während ihre Augen ihren wilden Ausdruck wieder annahmen — »keine Milddung — keine Ruhe, keine Hoffnung. Einst kannte ich alle diese | Gefühle — meine Augen konnten weinen — jetzt aber brennen sie — meine Seele ist starr und furchtlos; ich klage nicht mehr!«

»Lieber laßt uns bereuen und beten«, sagte eine andre Nonne. »Man hat uns hoffen gelehrt, daß Gebet und Buße unsre Seele retten. Es ist noch Hoffnung für alle, die bereuen.«

»Für alle, nur nicht für mich«, antwortete Agnes feierlich. Sie hielt inne, und setzte dann kurz hinzu. »Mein Kopf brennt, ich glaube mir ist nicht wohl. O könnte ich alle vergangenen Auftritte aus meinem Gedächtniße vertilgen — die Gestalten, die wie Furien auftreten, mich zu quälen — ich sehe sie wenn ich schlafe und wenn ich wache — sie schweben mir immer vor den Augen! Ich sehe sie auch jetzt — jetzt! —«

Sie stand in einer starren Stellung des Schreckens da — ihre unstäten Augen irrten im ganzen Zimmer umher, als wenn sie etwas verfolgten. Eine von den Nonnen nahm sie sanft bei der

Hand, um sie aus dem Zimmer zu führen. Agnes wurde ruhig, fuhr mit der andern Hand quer über die Augen, blickte wieder auf, und sagte mit einem tiefen Seufzer. »Sie sind fort — sie sind fort — ich bin im Fieber und weiß nicht was ich sage. Ich bin zuweilen so, aber es wird wieder vorübergehn; ich werde bald besser werden. War das nicht die Vesporglocke?«

| »Nein«, erwiderte Franziska, »der Abendgottesdienst ist vorüber. Lassen Sie sich von Margareten nach Ihrer Zelle führen.«

»Sie haben Recht«, erwiderte Schwester Agnes; »es wird mir dort besser seyn. Gute Nacht, meine Schwestern; erinnert euch meiner in euerm Gebete.«

Als sie fort war, sagte Franziska, die Emiliens Bewegung bemerkte: »Erschrecken Sie nicht, Agnes ist oft nicht recht bei sich, nur so wahnwitzig habe ich sie lange nicht gesehen: ihre gewöhnliche Stimmung ist Melancholie. Dieser Anfall hat ihr schon seit einigen Tagen gedroht; doch hoffe ich, daß Absondrung und die gewöhnliche Behandlung sie wieder herstellen werde.«

»Aber wie vernünftig sie anfangs sprach«, merkte Emilie an; »ihre Ideen folgten einander in vollkommner Ordnung.«

»Das ist nichts neues«, antwortete Franziska; »ich habe sie zuweilen mit Ordnung und Wahnsinn reden, und dann gleich wieder in ihren Wahnsinn zurückfallen hören.«

»Ihr Gewissen scheint beunruhigt zu seyn«, sagte Emilie. »Wisssen Sie, was die Arme in diesen Zustand versetzt hat?«

Die Nonne schwieg; als aber Emilie ihre Frage wiederholte, winkte sie mit den Augen auf die andern | Kostgängerinnen und sagte leise: »ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen, wenn Sie aber diese Nacht, wenn die Schwesterschaft zur Ruhe ist, auf meine Zelle kommen wollen, so sollen Sie mehr erfahren: erinnern Sie sich aber, daß wir des Mitternachts zum Gebet aufstehen, und kommen Sie entweder vorher oder später.«

Emilie sagte, sie würde es nicht vergessen, und da gleich darauf die Nonne erschien, sprachen sie nicht weiter von der unglücklichen Agnes.

Der Graf hatte indessen bei seiner Zurückkunft, Herrn Dúpont in einem der Anfälle von Niedergeschlagenheit getroffen, worinn seine Anhänglichkeit für Emilien ihn oft versetzte, einer Anhänglichkeit, die zu alt war, um zu leicht überwunden zu werden, und die bereits den Einwendungen seiner Freunde widerstanden hatte. Der Graf suchte ihn noch immer mit freundschaftlichem Eifer durch den Glauben zu trösten, daß Geduld, Zeit und Beharrlichkeit ihm und Emilien endlich zur Glückseligkeit helfen würden. »Die Zeit«, sagte er, »wird den traurigen Eindruck verwischen, den getäuschte Hofnung in ihr zurückgelassen hat, und wird sie für ihr Verdienst fühlbar machen. Ihre Dienste haben bereits ihre Dankbarkeit, und Ihr Leiden ihr Mitleid erweckt — glauben Sie mir mein Freund, in einem so fühlbaren Herzen führen Dankbarkeit und Mitleid zur Liebe. Wenn ihre Einbildungskraft von | ihrer jetzigen Täuschung gereinigt ist, so wird sie gerne die Huldigung eines Herzens, wie das Ihrige annehmen.«

Dúpont stutzte bei diesen Worten; er wünschte zu glauben, was sein Freund hofte, und nahm willig eine Einladung an, seinen Besuch auf dem Schlosse zu verlängern, welches wir jetzt verlassen, um uns in das St. Claren Kloster zu begeben.

Sobald sich die Nonnen zur Ruhe gelegt hatten, schlich sich Emilie zu ihrer Zusammenkunft mit Schwester Franziska. Sie kniete betend in ihrer Zelle vor einem kleinen Tisch, aus welchem das Bild stand, an das sie sich wendete, und über ihm die dunkle Lampe, die den Ort erhellte. Sie sah sich um, als die Thüre geöffnet wurde, und winkte Emilien, herein zu kommen, die sich stillschweigend neben die kleine Strohdecke der Nonne setzte, und abwartete, bis ihr Gebet zu Ende seyn würde. Die Nonne stand bald von dem Knien auf, nahm das Licht von dem Crucifix und stellte es auf den Tisch, wo Emilie einen Todtenkopf neben einem Stundengläse bemerkte. Die Nonne, ohne auf ihre Bewegung zu achten, setzte sich neben Emilien auf die Madratze und sagte: »Ihre Neugier, liebe Schwester, hat Sie sehr pünktlich gemacht; allein Sie werden nichts merkwürdiges in der Geschichte der armen Agnes finden, von der

ich nur in der Layen Schwestern Gegenwart zu sprechen vermied, weil ich ihnen ihr Verbrechen nicht gerne kund machen wollte.«

| »Ich werde Ihr Vertrauen als einen Beweis Ihrer Freundschaft betrachten«, sagte Emilie, »und es gewiß nicht misbrauchen.«

»Schwester Agnes«, fuhr die Nonne fort, »ist aus einem edlen Hause, wie die Würde ihres Anstands ihnen bereits gesagt haben muß, allein ich will ihren Namen nicht dadurch entehren, daß ich ihn nenne. Liebe war die Ursache ihres Verbrechens und ihres Wahnsinns. Sie wurde von einem Manne geliebt, dessen Vermögen dem ihrigen nicht gleich war, und da ihr Vater ihr einen Gemahl gab, den sie nicht liebte, stürzte eine übel beherrschte Leidenschaft sie ins Verderben. Jede Pflicht der Tugend und Treue wurde vergessen, und sie entweihete ihre ehlichen Gelübde. Ihr Vergeh'n wurde bald entdeckt, und sie würde als ein Opfer der Rache ihres Gemahls gefallen seyn, wann nicht ihr Vater ein Mittel gefunden hätte, sie aus seinen Händen zu reissen. Wie er dies anfieng, habe ich nie erfahren; allein er brachte sie heimlich in dieses Kloster, wo er sie nachher bewegte, den Schleier zu nehmen. In der Welt wurde das Gerücht ausgesprengt, daß sie todt sey; der Vater half es verbreiten, um seine Tochter zu retten, und wußte solche Mittel anzuwenden, daß der Mann glaubte, sie sey ein Opfer seiner Eifersucht geworden — Sie sehn mich verwundert an«, fuhr die Nonne fort, die Emilie's Gesicht sich verändern sah; »ich gestehe es, die Geschichte ist seltsam, aber doch wie ich glaube nicht ohne Beispiel.«

| »Ich bitte Sie, fahren Sie fort«, sagte Emilie, »die Geschichte interessirt mich sehr.«

»Ich bin schon damit fertig«, erwiederte die Nonne; »ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß der lange Kampf, den Agnes zwischen Liebe, Gewissensbissen, und dem Gefühl der Pflicht, die sie durch ihr Klostersgelübde übernommen hatte, endlich ihre Vernunft zerrüttete. Anfangs hatte sie nur zu Zeiten schnell vorübergehende Anfälle von Melancholie und Wahnsinn, die zuletzt in eine feste Schwermuth übergingen, nur zuweilen hat sie Anfälle von Wildheit, die seit kurzem häufiger geworden sind.«

Emilie wurde durch die Geschichte der Schwester Agnes sehr gerührt; sie erinnerte sich dabei sehr lebhaft an die Marquise de Villeroi, die auch von ihrem Vater gezwungen wurde, den Gegenstand ihrer Liebe für einen Gemahl von seiner Wahl zu verlassen; allein nach Dorotheens Erzählung ließ sich wohl nicht vermuthen, daß sie der Rache eines eifersüchtigen Gemahls entgangen sey, noch ließ sich an der Unschuld ihres Betragens einen Augenblick zweifeln. Allein Emilie konnte sich nicht enthalten, indem sie über das Elend der Nonne seufzte, dem Angedenken der Marquise einige Thränen zu zollen, — als sie wieder auf Schwester Agnes kam, fragte sie Franziska, ob sie sich ihrer in der Jugend erinnerte, und ob sie damals schön gewesen sey.

| »Ich war noch nicht hier, als sie den Schleier nahm«, erwiederte Franciska; »es ist auch schon so lange her, daß wenige von der gegenwärtigen Schwesterschaft Zeuge dabey gewesen seyn mögen; auch unsere jetzige Aebtissin war damals noch nicht im Kloster. Doch habe ich Agnes noch als ein sehr schönes Frauenzimmer gekannt. Sie hat noch jetzt die hohe Mine, wodurch sie sich immer auszeichnete; allein ihre Schönheit, wie sie werden bemerkt haben, ist hin, ich kann sogar kaum noch eine Spur von der Liebenswürdigkeit entdecken, die einst ihre Züge beseelte.«

»Ich weiß nicht woher es kommt«, sagte Emilie, »aber es giebt zuweilen Augenblicke, wo dies Gesicht meinem Gedächtniß bekannt scheint. Sie werden mich für eine Phantastin halten, und ich halte mich selbst dafür, denn gewis habe ich Schwester Agnes nie gesehn, ehe ich ins Kloster kam, und sie muß also eine Aehnlichkeit mit jemand anders haben, der mir bekannt ist, obgleich ich auch darauf mich nicht besinnen kann.«

»Die tiefe Schwermuth auf ihrem Gesicht hat wahrscheinlich einen Eindruck auf ihre Phantasie gemacht, der sie hintergangen hat. Ich könnte mir eben so gut einbilden, eine Aehnlichkeit zwischen Ihnen und Schwester Agnes zu finden, als Sie glauben könnten, sie ausser dem Kloster irgendwo gesehen zu haben, denn dies ist schon so lange, als sie alt seyn mögen, ihr Zufluchtsort gewesen.«

| »Würlich«, sagte Emilie.

»Warum fällt Ihnen das auf?« erwiderte Franziska.

Emilie schien diese Frage nicht zu bemerken, sie blieb einige Augenblicke in Gedanken und sagte denn: »Ohngefähr um dieselbe Zeit starb die Marquise de Villeroy.«

»Das ist eine seltsame Bemerkung«, sagte Franziska.

Emilie erwachte aus ihrer Träumerey, lächelte und gab dem Gespräch eine andre Wendung; allein es kam bald wieder auf die unglückliche Nonne zurück, und Emilie blieb in Schwester Franziskas Zelle, bis die Mitternachtsglocke sie erinnerte. Sie entschuldigte sich nun, ihre Schwester so lange in ihrer Ruhe gestört zu haben, und sie verliessen mit einander die Zelle. Emilie gieng in ihr Zimmer zurück und die Nonne gieng mit einer brennenden Fackel, ihre Andacht in der Capelle zu verrichten.

Verschiedene Tage vergiengen, ohne daß Emilie den Grafen, oder jemand von seiner Familie sah; als er endlich erschien, bemerkte sie mit Bekümmerniß, daß seine Mine ungewöhnlich trübe war.

»Mein Geist ist niedergeschlagen«, sagte er zur Antwort auf ihre ängstlichen Fragen; »ich denke meinen | Aufenthalt auf eine Zeitlang zu verändern, und dadurch meine Gemüthsruhe wieder herzustellen. Meine Tochter und ich wollen den Baron St. Foix auf sein Schloß begleiten. Es liegt in einem Thale zwischen den Pyrenäen auf dem Wege nach Gasconien und ich habe gedacht, daß wir, wenn Sie nach La Vallée gehn, einen Theil des Weges zusammen machen könnten. Es würde mir eine große Freude seyn, Sie nach Ihrer Heimath zu geleiten.«

Sie dankte dem Grafen für seine gütige Absicht und beklagte nur, daß die Nothwendigkeit, zuerst nach Thoulouse zu gehn, sie verhinderte, diesen Vorschlag anzunehmen: »allein wenn Sie auf des Barons Gute sind«, setzte sie hinzu, »so haben Sie nur eine kurze Tagereise bis nach La Vallée, und ich hoffe, daß Sie die Gegend nicht verlassen werden, ohne mich zu besuchen. Es würde mir eine unendliche Freude seyn, Sie und Gräfin Blanka bei mir zu sehn.«

»Ich werde gewiß mir selbst und Blanka'n das Vergnügen nicht versagen, Sie dort zu besuchen«, erwiderte der Graf, »wenn Ihre Geschäfte Ihnen zulassen, um die Zeit, wo wir Sie treffen können, in La Vallée zu seyn.«

Emilie sagte zwar, sie hoffte, auch die Gräfin bey sich zu sehn, tröstete sich aber leicht, als der Graf ihr sagte, sie würde in der Begleitung der Mademoiselle | Bearn auf einige Wochen eine Familie im untern Languedoc besuchen.

Der Graf nahm nach einem Gespräch über seine Reise und über Emiliens Einrichtung Abschied, und es verstrichen nicht viele Tage nach diesem Besuch, ehe ein zweiter Brief vom Herrn Quesnel sie benachrichtigte, daß er jetzt zu Thoulouse wäre, daß La Vallée geräumt sey, und daß er wünschte, sie möchte sich so schnell als möglich auf den Weg dahin machen, weil seine eignen Angelegenheiten ihn drängten, nach Gasconien zurückzukehren. Emilie zögerte nicht, ihm zu willfahren, und nachdem sie einen zärtlichen Abschied von des Grafen Familie, worinn Herr Dúpont noch immer begriffen war, und von ihren Freunden im Kloster genommen hatte, machte sie sich nach Thoulouse auf den Weg, von der unglücklichen Annette begleitet und von einem treuen Bedienten des Grafen beschützt.

|

Zehntes Kapitel

Emilie setzte ihre Reise durch Languedoc nach Nordwesten ohne Unfall fort. Sie dachte oft auf dieser Rückkehr nach Thoulouse, welches sie zuletzt mit Madame Montoni verlassen hatte, an das unglückliche Schicksal dieser Frau, die ohne ihre eigne Unbesonnenheit so glücklich dort hätte leben können! Auch Montonis Bild, kühn, stolz und befehlend, wie sie ihn in den Tagen seines Triumphs oft gesehn hatte, stieg vor ihr auf. Nur wenige Monate waren verstrichen, und seine Macht war dahin — er war der Erde wiedergegeben und sein Leben verschwunden gleich einem

Schatten! Emilie hätte über sein Schicksal weinen können, wenn sie sich nicht seiner Verbrechen erinnert — um ihre unglückliche Tante weinte sie, und alles Gefühl ihrer Fehler wurde durch die Erinnerung an ihr Unglück überwältigt.

| Andre Gedanken und andre Regungen aber durchdrungen sie, als sie den wohlbekanntem Szenen ihrer frühern Liebe nahe kam, als sie bedachte, daß Valancourt für sie und für sich auf immer verlohren war. Endlich kam sie auf die Spitze des Berges, wo sie auf ihrer Abreise nach Italien, einen letzten Scheideblick auf die geliebte Landschaft warf, in deren Gefilden und Wäldern sie so oft mit Valancourt wandelte. Sie sah noch einmal die Bergkette der Pyrenäen, die La Vallée überragten, gleich schwachen Wolken, am Horizont aufsteigen. »Ach zu den Füßen dieser Berge liegt Gasconien«, sagte sie. »O mein Vater! Meine Mutter! dort fließt auch die Garonne«, setzte sie hinzu, und troknete die Thränen, die ihre Blicke verdunkelten, »auch Thoulouse liegt da, auch meiner Tante Haus, auch das Lustwäldgen in ihrem Garten. O meine Freunde! seyd Ihr alle für mich verlohren. Werde ich euch nie, nie wiedersehn!« Thränen drangen aufs neue in ihre Augen, und sie weinte fort, bis der Wagen durch das plötzliche Umdrehen an einer Ecke des Wegs einen solchen Stoß erhielt, daß sie beinahe umgestürzt wäre. Sie blickte auf und sah eine andre, wohl bekannte Gegend um Thoulouse; alle Betrachtungen, alle Ahnungen, die sie in dem Augenblick fühlte, wo sie dieser Gegend das letzte Lebewohl sagte, drangen mit verdoppelter Gewalt in ihr Herz. Sie erinnerte sich, wie ängstlich sie auf die Zukunft hingeblickt hatte, die ihr künftiges Glück mit Valancourt entscheiden sollte — welche niederdrückende Bangigkeit sie damals befiel — die Worte sogar, die sie zu sich selbst sagte, als sie den letzten Scheideblick auf die Aussicht warf kamen ihr wieder ins Gedächtniß. »Wüßte ich, daß ich je wieder zu euch zurückkehren, daß ich Valancourt noch als den meinigen finden würde, so wollte ich in Frieden gehen!«

Die so ängstlich erwartete Zukunft war nun da; sie war zurückgekehrt, aber welch eine traurige Leere vor ihr! Valancourt war nicht

mehr der ihrige! Sie genoß nicht einmal mehr die traurige Befriedigung, sein Bild in ihrem Herzen zu betrachten! er war nicht mehr derselbe Valancourt, den sie dort hegte und liebte — der Trost mancher traurigen Stunde, der Freund der sie belebte und stark machte, Montoni's Mishandlung zu ertragen — die ferne Hofnung, die ihre dunkle Aussicht bestrahlte! Mit dem Augenblick, wo sie diese geliebte Idee als eine selbst geschaffene Täuschung betrachten mußte, schien Valancourt vernichtet zu seyn und ihre Seele erbebte vor der Leere, die zurückblieb. Sie hätte seine Heyrath mit einer Nebenbuhlerin, selbst seinen Tod mit mehr Stärke ertragen können, als diese Entdeckung: dann hätte sie doch mitten in ihrem Schmerz insgeheim auf das Bild der Liebenswürdigkeit hinblicken können, das ihre Phantasie von ihm entworfen hatte, und Trost würde sich mit ihrem Leiden gemischt haben.

| Sie trocknete ihre Thränen und sah auf die Landschaft hin, die sie hervorgelockt hatte. Sie fuhr jetzt an eben dem Hohlwege hin, wo sie an dem Morgen ihrer Abreise von Thoulouse Abschied von Valancourt genommen hatte. Sie sah ihn nun durch ihre aufs neue fließende Thränen, so wie sie ihn gesehn hatte, als sie aus dem Wagen sah, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen — sie sah ihn, wie er sich traurig an die hohen Bäume lehnte, und erinnerte sich an den starren Blick voll Zärtlichkeit und Schmerz, womit er sie ansah. Diese Erinnerung war zu viel für ihr Herz; sie sank in den Wagen zurück, und blickte nicht eher wieder auf, bis er an den Thoren ihres nunmehr eignen Hauses still hielt.

Sie stieg schnell aus und eilte in das Haus, wo sie statt des Herrn Quesnel nur einen Brief von ihm fand, worinn er sie benachrichtigte, daß Geschäfte von Wichtigkeit ihn genöthigt hätten, Thoulouse zwei Tage vor ihrer Ankunft zu verlassen. Emilie konnte sich im Grunde leicht trösten, seine Gegenwart zu entbehren, da seine schnelle Abreise dieselbe Gleichgültigkeit zu verrathen schien, womit er sie bisher behandelt hatte. Er meldete ihr auch, was er in ihren Geschäften gethan hatte, und machte sie mit einigen Formalitäten bekannt, die sie noch beobachten mußte. Ihre

Gedanken verweilten nicht lange bei Herrn Quesnels unfreundlichem Betragen, sondern kehrten zu der Erinnerung an die Personen, die sie in diesem Hause zu sehn gewohnt | war, vorzüglich zu der unglücklichen Madame Montoni, zurück. In dem Zimmer wo sie jetzt sas, hatte sie am Morgen ihrer Abreise nach Italien mit ihr gefrühstückt, und der Anblick rief aufs mächtigste in ihre Erinnerung alles zurück, was sie damals gelitten hatte, während ihre Tante in frohen Erwartungen über die Reise vor ihr schwamm. Ihr Blick fiel von ohngefähr auf ein großes Fenster, das in den Garten sties, und hier sprachen neue Denkmähler der Vergangenheit zu ihrem Herzen — sie sah die Allee, wo sie sich am Abend vor ihrer Abreise von Valancourt trennte, vor sich, und alle Angst, alle zärtliche Theilnahme an ihrem künftigen Schicksal, die er ihr bewies, seine dringenden Vorstellungen, sich nicht in Montonis Hände zu geben, und die Wahrheit seiner Liebe drangen aufs neue in ihr Gedächtniß. In diesem Augenblick schien es ihr beinahe unmöglich, daß Valancourt ihrer Achtung könnte unwerth geworden seyn; sie zweifelte an allem, was sie zu seinem Nachtheil gehört hatte, selbst an seinen eignen Worten, die des Grafen von Villeforts Behauptung von ihm bestätigten. Ueberwältigt von den Erinnerungen, die der Anblick dieser Allee in ihr hervorlockte, wandte sie sich schnell vom Fenster ab, und sank in einen Stuhl darneben, wo sie von Schmerz überwältigt sas, bis Annette, die mit Kaffee herein kam, sie aufweckte.

»Ach bestes Fräulein, wie traurig sieht jetzt dieser Ort aus gegen sonst! Es ist recht traurig, wenn man | in seiner Heymath ankommt, ohne daß jemand da ist, einen zu bewillkommen.«

Dies war nicht der Augenblick, wo Emilie diese Bemerkung ertragen konnte; ihre Thränen flossen aufs neue, und so bald sie ihren Kaffee getrunken hatte, begab sie sich auf ihr Zimmer, wo sie ihre müden Lebensgeister auszuruhen suchte. Allein das geschäftige Gedächtniß bot ihr noch immer die Erscheinungen vergangner Zeiten dar; sie sah Valancourt liebenswürdig und gut, wie er ihr in den Tagen ihrer frühern Liebe und an den Oertern erschien, wo

sie ihre Jahre mit ihm zusammen zuzubringen geglaubt hatte! — endlich aber verschloß der Schlaf diese traurigen Vorstellungen vor ihrem Blick.

Am folgenden Morgen hielt ernsthafte Beschäftigung sie von solchen traurigen Betrachtungen zurück; da sie wünschte Thoulouse zu verlassen und nach La Vallée zu eilen, zog sie einige Erkundigungen über den Zustand des Gutes ein, und besorgte sogleich einige nothwendige Geschäfte nach der Anweisung des Herrn Quesnel. Es kostete ihr eine große Anstrengung, ihre Gedanken von andern Gegenständen so weit abzuziehen, um hierauf zu achten, allein sie wurde für ihre Mühe dadurch belohnt, aufs neue zu erfahren, daß Beschäftigung das sicherste Mittel gegen den Kummer ist.

Dieser Tag wurde ganz mit Geschäften zugebracht; unter andern suchte sie sich mit der Lage ihrer armen | Bauern bekannt zu machen, um ihrem Mangel abzuhelfen, oder sie in ihrem Wohlstande zu befestigen.

Gegen Abend fühlte sie sich wieder so gestärkt, daß sie glaubte, einen Gang in dem Garten, wo sie so oft mit Valancourt gewesen war, aushalten zu können. Sie wußte, daß diese Scenen, wann sie zufällig dahin käme, desto mehr Eindruck auf sie machen würden, je länger sie zögerte, sie zu besuchen, und benutzte also die gegenwärtige Stimmung ihrer Seele, um dahin zu gehen.

Es war ein schöner, milder Abend; die Sonne gieng über der weiten Landschaft unter, der ihre hinter einer dunkeln Wolke hervorschleichenden Strahlen Stellenweise ein reiches Colorit gaben, und die belaubten Spitzen der Lustwäldchen, die unten im Garten aufstiegen, mit gelben Schimmer färbten. Emilie und Valancourt hatten oft miteinander um dieselbe Stunde diesen Anblick bewundert, und gerade auf dieser Stelle hatte sie in der Nacht vor ihrer Abreise nach Italien seine Vorstellungen dagegen und die Bitten seiner heissen Liebe angehört. Sie erinnerte sich an die kleinsten Umstände dieses Gesprächs, an die ängstlichen Zweifel, die er wegen Montoni äußerte, und die nun nur zu sehr bestätigt waren; an die Gründe und Bitten, die er aufbot, um sie zu einer

unverzögerten Vermählung mit ihm zu bewegen; an die Zärtlichkeit seiner Liebe, an die Ausbrüche seines Schmerzens und | an die Ueberzeugung, die er zu wiederholtenmalen äusserte, daß sie nie wieder in Glückseligkeit zusammen kommen würden. Dieselben Empfindungen, die sie damals fühlte, stiegen aufs neue in ihr auf, und ihre Zärtlichkeit für Valancourt wurde eben so stark, als in den Augenblicken, wo sie glaubte, daß sie von ihm und von ihrem Glück zugleich scheide, und wo die Stärke ihrer Seele sie in den Stand setzte, lieber ihren gegenwärtigen Kummer zu befestigen, als sich durch eine geheime Heirath den Vorwurf ihres Gewissens zuzuziehen. »Ach«, sagte sie, als diese Erinnerungen vor ihrer Seele aufstiegen, »was habe ich wohl durch die Stärke, die ich damals übte, gewonnen? bin ich jetzt glücklich? Er sagte, wir würden nie wieder glücklich zusammen kommen. Ach! er dachte wohl damals nicht, daß seine eigne Vergehungen uns trennen und uns das Uebel zuziehen würden, das er damals fürchtete.«

Ihre Betrachtungen vermehrten ihren Schmerz, ohngeachtet sie sich selbst gestehen mußte, daß die Stärke die sie damals bewies, sie vom unwiederbringlichen Elend, von Valancourt selbst, gerettet hatte; doch konnte sie sich in diesen Augenblicken nicht wegen der Klugheit, die sie errettet hatte, Glück wünschen; sie konnte nur mit dem bittersten Schmerz die Umstände beklagen, die Valancourt zu einer von den Tugenden, von der Sittlichkeit und von den Hoffnungen seiner frühern Jahre so abweichenden Lebensart gebracht hatten; allein sie liebte ihn noch immer zu sehr, um zu glauben, daß sein Herz selbst jetzt verdorben wäre, so fehlerhaft sein Betragen auch war. Eine Bemerkung ihres verstorbenen Vaters über Valancourt fiel ihr lebhaft wieder ein. *Dieser junge Mann ist nie zu Paris gewesen*, sagte er einmal. Diese Bemerkung befremdete sie damals, jetzt aber verstand sie die Bedeutung vollkommen, und rief traurig aus: »O Valancourt! wenn ein solcher Freund als mein Vater, mit dir zu Paris gewesen wäre, so würde dein edles, ofnes Herz nie gefallen seyn.«

»Und ist es möglich«, sagte sie, »daß eine Seele, so empfänglich

für alles, was groß und schön war, zu einer so niedrigen Lebensart herabsinken konnte!«

Sie erinnerte sich, wie oft sie eine plötzliche Thräne in seinem Auge funkeln sah, und seine Stimme von Bewegung zittern hörte, wann er eine große, oder wohlthätige Handlung erzählte, von einer schönen Empfindung sprach. »Und ein solches Herz«, sagte sie, »mußte dem Laster einer grossen Stadt geopfert werden?«

Diese Erinnerungen ergriffen sie zu schmerzhaft, und sie kehrte auf das Schloß zurück, um sich von den Denkmählern ihres abgeschiednen Glücks zu entfernen. Als sie über die Terrasse gieng, sah sie jemand mit langsamen Schritte und niedergeschlagen Ansehn zwischen den Bäumen in einiger Entfernung gehen. Die Dämmerung ließ ihr nicht zu, die Person zu unter|scheiden, und sie glaubte, daß es einer von den Bedienten sey, bis er sich durch das Geräusch ihrer Schritte aufmerksam gemacht, umdrehte, und sie Valancourt zu erkennen glaubte.

Wer es aber auch war, er verlor sich augenblicklich zwischen den Bäumen zur Linken, und verschwand, während Emilie, ihre Augen starr auf den Ort, wo er verschwunden war, geheftet und am ganzen Körper so sehr zitternd, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, einige Augenblicke unvermögend von der Stelle zu gehen, und sich kaum des Daseyns bewußt, auf dem Fleck eingewurzelt blieb. Mit ihrer Besinnung aber kehrten ihre Kräfte wieder und sie eilte ins Haus zurück, wo sie aber nicht zu fragen wagte, wer im Garten gewesen sey, um nicht ihre Bewegung zu verrathen. Sie setzte sich still nieder, um sich die Gestalt der Person, die sie eben gesehen hatte, zurück zu rufen; der Umriß der Figur, denn mehr hatte sie nicht sehen können, und seine schnelle Entfernung machten es ihr wahrscheinlich, daß es Valancourt gewesen sey. Nur konnte sie nicht begreifen, wie er nach Thoulouse kam, und auf welche Art er sich Eingang in den Garten verschafft haben konnte. Die Furcht, sich zu verrathen, hielt sie immer zurück, so oft ihre Ungeduld sie antrieb, zu fragen, ob ein Fremder herein gelassen wäre. Endlich suchte sie sich zu überreden, daß ihre von

ihm erfüllte Einbildungskraft ihr sein Bild untergeschoben hätte, allein eine leise | Stimme in ihrem Herzen widersprach beständig der Vernunft.

Der folgende Tag verstrich unter Besuchen von mehreren Familien aus der Nachbarschaft, die ehemals mit Madame Montoni Umgang gehalten hatten. Sie kamen, um mit kalter Höflichkeit Emilien zu condoliren, ihr tausend neugierige Fragen vorzulegen, und empfahlen sich eben so steif, als sie gekommen waren.

Emilien waren diese Formalitäten zur Last, und das kriechende Wesen so mancher, die sie ehemals, als Gesellschafterin der Madame Montoni, kaum eines Blicks gewürdigt hatten, ekelte sie an.

Gewiß muß im Reichthum selbst eine Zauberkraft liegen, sagte sie, daß die Menschen so allgemein ihm huldigen, wann sie auch für ihre Person keinen Nutzen davon haben können. Wie seltsam und verkehrt, daß die Welt einem Dumkopf oder Schurken, wann er nur Geld hat, mehr Achtung beweist, als dem unbegüterten Guten und Weisen!

Es war Abend, ehe sie allein blieb, und sie wünschte sich nun in der freien Luft ihres Gartens zu erfrischen, allein sie fürchtete sich, die Person wieder zu treffen, die sie in der vergangenen Nacht gesehn hatte, und zu erfahren daß es Valancourt sey. Alle Bemühungen waren vergebens, ihre ängstliche Unruhe | zu stillen, und ihr geheimer Wunsch Valancourt noch einmal, unbemerkt von ihm, zu sehn, trieb sie mächtig fort, allein Klugheit und Delikatesse hielten sie zurück, und sie beschloß, auch die Möglichkeit, sich ihm in den Weg zu werfen zu vermeiden, und sich einige Tage lang aller Besuche im Garten zu enthalten.

Sie ließ beinahe eine Woche verfließen, ehe sie sich wieder dahin wagte, nahm dann Annetten mit und beschränkte sich blos auf die untern Spatziergänge, oft aber fuhr sie zusammen, wenn das Laub im Lüftchen rauschte, weil sie sich einbildete, daß jemand im Gebüsch sey; sie sah sich bei jeder Wendung einer Allee mit ängstlicher Erwartung um. Sie gieng schweigend und in Gedanken fort, weil ihre Bewegung ihr nicht erlaubte, mit Annetten zu reden;

dieser aber waren Nachdenken und Stillschweigen so unleidlich, daß sie sich kein Bedenken machte, es endlich zu unterbrechen.

»Bestes Fräulein«, sagte sie, »warum fahren Sie so oft zusammen. Man sollte denken, Sie wüßten, was vorgefallen wäre.«

»Was ist vorgefallen« sagte Emilie mit stammelnder Stimme, und suchte ihre Bewegung zu unterdrücken.

»Vor zwei Nächten — Sie wissen ja — «

»Ich weiß nichts, Annette«, erwiderte Emilie noch hastiger.

| »Vor zwei Nächten, Fräulein, war ein Dieb im Garten.«

»Ein Dieb«, sagte Emilie mit schnellem und doch zweifelndem Ton.

»Ich denke, es ist ein Dieb gewesen, wer könnte es sonst seyn?«

»Wo sahest du ihn denn? Annette«, fragte Emilie, die sich rund um sah, und wieder nach dem Schlosse zurück gieng.

»Ich habe ihn nicht gesehn, Fräulein, sondern Johann der Gärtner. Es war zwölf Uhr in der Nacht, als er quer über den Hof kömmt, um ins Haus zu gehn, und so sieht er jemand in der Allee gehn, die ans Gartenthor stößt! Johann räth gleich, was es ist, und geht herein, um seine Flinte zu holen.«

»Seine Flinte!« rief Emilie erschrocken.

»Ja Fräulein; die Flinte, und dann stellt er sich in einen Winkel um den Dieb zu belauern. Er kommt auch wirklich die Allee langsam herauf, lehnt sich über das Gartenthor und sieht lange das Haus an; ich will wetten! daß er es genau untersucht hat, um zu sehn, in welches Fenster er am besten einbrechen könnte.«

»Aber Johann schoß doch nicht?«

| »Ja Fräulein, alles zu rechter Zeit. Johann sagt, der Dieb hätte das Thor aufgemacht, und wäre in den Hof gekommen, und so hätte er geglaubt, es wäre gut, ihn zu fragen, was er da suchte. Allein der Mensch wollte ihm nicht Rede stehn. Sobald er ihn ansprach, drehte er sich um, und lief wieder in den Garten. Nun wußte Johann genug, und schoß nach ihm.«

»Schoß nach ihm?« rief Emilie.

»Ja Fräulein, er feuerte die Flinte ab. — Aber um Gottes willen,

warum werden Sie so blaß! — der Mensch ist nicht todt geschossen, oder wenn er es wurde, so haben ihn seine Cameraden davon getragen; denn als Johann den andern Morgen heraus gieng, um nach dem Körper zu sehn, fand er nichts als eine Spur von Blut auf der Erde. Johann folgte der Spur, aber sie verlor sich im Grase, und — «

Annette wurde unterbrochen: denn Emiliens Lebensgeister erstarben, und sie würde zur Erde gefallen seyn, wenn das Mädchen sie nicht aufgefangen, und zu einer nahen Bank geführt hätte.

Als nach langer Abwesenheit ihre Sinnen zurückkehrten, verlangte sie in ihr Zimmer geführt zu werden, und ohngeachtet sie vor Begierde, mehr zu erfahren bebt, fühlte sie sich doch zu übel um die Nachricht, die sie vielleicht hören konnte, zu ertragen. Sie schickte Annetten fort, um ungestört weinen und denken zu können: sie suchte sich so genau als möglich auf die Gestalt der Person, die sie auf der Terrasse gesehn hatte, zu besinnen, und immer gab ihre Phantasie ihr Valancourts Gestalt zurück. Sie konnte in der That kaum zweifeln, daß er es gewesen war, den sie gesehn, und nach dem der Gärtner geschossen hatte: denn das Betragen der Person die Annette beschrieb, war nicht das eines Diebes; auch ließ es sich nicht denken, daß ein Räuber allein kommen sollte, um in ein so großes Haus einzubrechen.

Sobald sie sich genug erholt hatte, um auf Johanns Erzählung zu hören, ließ sie ihn rufen, allein er konnte ihr keinen Aufschluß über die Person, oder über die Art der Verwundung geben. Sie gab ihm einen scharfen Verweis, daß er mit Kugeln geschossen hatte, und befahl ihm, sich in der Nachbarschaft aufs sorgfältigste nach dem Verwundeten zu erkundigen. Sie selbst blieb in einem Zustande schrecklicher Ungewisheit zurück. Alle Zärtlichkeit, die sie je für Valancourt gefühlt hatte, wurde durch das Gefühl seiner Gefahr zurückgerufen, und stieg mit ihrer Ueberzeugung daß er es gewesen sey, der den Garten besucht hatte, um das Leiden gekränkter Liebe in den Scenen vormaliger Glückseligkeit zu besänftigen.

»Bestes Fräulein«, sagte Annette, als sie wieder zurück kam, »ich

habe noch nie gesehn, daß etwas Sie | so sehr angegriffen hätte! ich wollte wohl wetten, daß der Mann nicht erschossen ist.«

Emilie schauderte und beklagte bitterlich die Unbesonnenheit des Gärtners.

»Ich wußte wohl, daß Sie ungehalten darüber seyn würden, deswegen getraute ich mir auch nicht, Ihnen etwas davon zu sagen; der Gärtner hatte mich auch gebeten, es Ihnen zu verschweigen — wie soll man aber den Garten rein halten, sagte er eben, wenn man sich fürchten muß, nach einem Diebe zu schießen.«

»Still«, sagte Emilie, »kein Wort weiter davon, und jetzt laß mich allein.«

Die Unruhe, die sie heimlich litte, zog ihr ein Fieber zu, das sie nöthigte, einen Arzt rufen zu lassen. Der Arzt gab ihr wenig Arzenei und schrieb ihr nur freie Luft, Leibesbewegung und Zeitvertreib vor — aber wie sollte sie sich den letztern verschaffen? Sie bemühte sich ihre Gedanken von dem Gegenstande ihrer Angst dadurch abzuziehn, daß sie andern die Glückseeligkeit zu befördern suchte, die sie selbst verloren hatte; an schönen Abenden ritt sie in der Gegend umher, und besuchte die Hütten ihrer Bauern, um ihren Zustand zu beobachten und in der Stille ihren Bedürfnissen abzuhelfen.

| Ihre Unpäslichkeit, und die Geschäfte die sie auf dem Gute zu besorgen fand, hatten bereits ihren Aufenthalt zu Thoulouse über den Zeitpunkt verlängert, den sie zu ihrer Abreise nach La Vallée bestimmt hatte. Es wurde ihr schwer den einzigen Ort zu verlassen, wo sie über den Gegenstand ihrer Unruhe sichern Aufschluß erlangen konnte. Allein die Zeit war nun da, wo ihre Gegenwart zu La Vallée erfordert wurde, da ein Brief von Blanka sie benachrichtigte, daß der Graf mit ihr gegenwärtig auf dem Gute des Barons von St. Foix sey, und sich vorgenommen hätte, sie auf dem Rückwege zu La Vallée zu besuchen, so bald sie wüßten, daß sie daselbst angekommen wäre. Blanka setzte hinzu, daß sie sich Hoffnung machten, sie bei diesem Besuche zu bereden, mit ihnen nach Chateau Le Blanc zurückzukehren.

Emilie antwortete ihrer Freundin, daß sie in wenig Tagen zu La Vallée zu seyn hofte und machte nun schnell ihre Anstalten zu der Reise. Sie suchte sich selbst über ihre Abreise von Thoulouse damit zu trösten, daß sie, wenn Valancourt ein Unglück betroffen hätte, in dieser Zwischenzeit davon gehört haben müßte.

Am Abend vor ihrer Abreise gieng sie, um von der Terrasse und dem Pavillon Abschied zu nehmen. Der Tag war schwül gewesen, allein ein leichter Regen, der eben vor Sonnenuntergang fiel, hatte die Luft abgekühlt, und den Wäldern und Wiesen das sanfte Grün mitgetheilt, das so erquickend fürs Auge ist. Die Regentropfen, die noch auf den Kräutern zitterten, schimmerten im letzten gelben Strahl, der die Gegend erhellte, die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt, die aus den erfrischten Kräutern und Blumen und aus der Erde selbst aufstiegen. Allein Emilie sah die liebliche Aussicht von der Terrasse nicht mehr mit Entzücken an; sie seufzete tief, wenn ihr Auge drüber hin irrte, und ihre Seele war so niedergeschlagen, daß sie nicht ohne Thränen an ihre bevorstehende Rückreise nach La Vallée denken konnte — es war ihr als wenn sie den Tod ihres Vaters aufs neue als einen Vorfall von gestern beklagte. Nachdem sie den Pavillon erreicht hatte, setzte sie sich in ein ofnes Fenster und während ihre Augen sich auf die fernen Berge hefteten, die Gasconien überhingen, und noch immer im Horizont glänzten, obgleich die Sonne schon die Thäler unten verlassen hatte, sagte sie seufzend: »Ach ich kehre zu euren lange verlaßnen Gegenden zurück, aber ich werde nicht mehr die Eltern finden, die mir den Aufenthalt bei euch ehemals so süß machten, — ich werde nicht mehr das Lächeln des Willkommens sehn, nicht mehr die wohlbekannte Stimme der Zärtlichkeit hören — alles wird kalt und todt seyn in der einst glücklichen Heimath!«

Thränen schlichen sich ihre Wangen herab, als die Erinnerung an das Glück, welches sie ehemals | in dieser Heimath genoß, wiederkehrte — bald aber dämpfte sie ihren Schmerz, und klagte sich selbst des Undanks an, daß sie die Freude die sie besas, über die Abgeschiednen vergessen konnte — Sie verlies spät den Pavillon,

ohne einen Schatten von Valancourt oder irgend jemand anders gesehen zu haben.

Elftes Kapitel

Am folgenden Morgen verlies Emilie bei guter Zeit Thoulouse, und erreichte mit Sonnenuntergang La Vallée. In der Schwermuth, die sie beim Wiedersehn des Aufenthalts ihrer Eltern und des Schauplatzes ihrer frühesten Glückseligkeit empfand, mischte sich, nachdem der erste Stoß überwunden war, ein zärtliches unbeschreibliches Vergnügen. Die Zeit hatte die Schärfe ihres Schmerzens so weit abgestumpft, daß sie jetzt jeden Gegenstand aufsuchte, der das Andenken ihrer Freunde erweckte; in jedem Zimmer wo sie gewohnt war, sie zu sehn, schienen sie aufs neue wieder zu leben, und sie empfand, daß sie sich doch nirgends glücklicher fühlen würde, als zu La Vallée. Eines von den ersten Zimmern, die sie besuchte, war ihres Vaters Bibliothek. Hier setzte sie sich in seinen Lehnstuhl und betrachtete mit sanfter Ergebung das Gemälde vergangner Zeiten, welches ihr Gedächtniß ihr darstellte, | und kaum konnte sie die Thränen, die jetzt flossen, Thränen des Schmerzens nennen.

Bald nach ihrer Ankunft wurde sie durch einen Besuch von dem ehrwürdigen Herrn Barreaux überrascht, der es kaum erwarten konnte, die Tochter seines geliebten, verstorbenen Nachbars in ihrer solange verlassenen Heimath zu bewillkommen. Die Gegenwart eines alten Freundes gereichte Emilien zum Trost, und sie brachten eine angenehme Stunde mit dem Gespräch von vergangenen Zeiten und mit Erzählung eines Theils der Begebenheiten hin, die sie seit ihrer Trennung erfahren hatten.

Emilie versäumte nicht, sich gleich nach ihrer Ankunft nach der alten Therese zu erkundigen, ihres Vaters alte Haushälterin, die Herr Quesnel ohne irgend für ihren Unterhalt zu sorgen, aus dem Hause gestoßen hatte. Da sie hörte, daß sie nicht weit davon in einer Hütte

wohnte, gieng sie selbst hin und freute sich zu finden, daß ihre Wohnung angenehm an einem kleinen Hügel zwischen Eichenbäumen lag, und ein Ansehn von Bequemlichkeit und ausserordentlicher Reinlichkeit hatte. Sie fand die alte Frau in der Hütte beschäftigt, die Weinbeeren zum keltern zu pflücken; als sie ihr junges Fräulein erblickte, wurde sie halb ohnmächtig vor Freuden.

»Ach mein theuerstes Fräulein«, sagte sie, »ich glaubte, daß ich Sie in dieser Welt nie wieder sehn würde, als ich hörte, daß Sie in das fremde Land | gegangen wären. Es ist mir schlimm gegangen seit Sie weg sind! ich hätte nie gedacht, daß ich in meinen alten Tagen aus meines Herrn Hause sollte gestoßen werden.«

Emilie sagte ihr, wie leid es ihr gethan hätte, dies zu erfahren, und versprach ihr, daß sie nun keine Noth mehr leiden sollte. Zugleich bezeugte sie ihre Freude, sie in einer so angenehmen Wohnung zu sehen.

Therese dankte ihr mit Thränen und setzte hinzu: »ja Fräulein, es ist würrklich eine sehr gemächliche Wohnung, Dank sey es dem gütigen Freunde, der mich aus meinem Elende riß, als Sie zu fern waren, um mir zu helfen, und mich hieher brachte! Ich hätte nimmermehr gedacht — aber nichts weiter davon. —«

»Und wer war dieser gütige Freund?« sagte Emilie. »Wer es auch gewesen ist, ich werde ihn immer auch als den meinigen betrachten.«

»Ach Fräulein, dieser Freund verbot mir, die gute That zu verschwätzen, ich darf ihn nicht nennen. Aber wie haben Sie sich verändert, seit ich Sie zuletzt sah, Sie sehn so blaß aus und so mager: aber dies ist doch noch meines alten Herrn Lächeln. Ja, das wird Sie niemals verlassen, so wenig als die Herzensgüte, die dieses Lächeln hervorbrachte. Ach! auch die Armen verloren einen Freund als er starb!«

| Emilie wurde durch diese Erwähnung ihres Vaters sehr gerührt. Therese bemerkte es und veränderte sogleich das Gespräch. »Mir wurde gesagt«, fieng sie an, »daß Madame Cheron einen auswärtigen Edelmann geheirathet und sie mit nach dem Auslande genommen hatte. Wie geht es ihr denn?«

Emilie sagte, daß sie todt wäre! »Ach«, fuhr Therese fort, »wenn es nicht meines Herrn Schwester gewesen wäre, so würde ich sie nicht geliebt haben; sie war immer so wunderbar. Aber wie geht es denn dem lieben jungen Herrn, dem Chevalier Valancourt, er war ein schöner und ein guter Herr.« —

Emilie wurde verlegen. —

»Ich wünsche ihm den besten Seegen«, fuhr Therese fort: »ach gnädiges Fräulein, Sie brauchen nicht so scheu auszusehen; ich weiß alles. Denken Sie, ich wüßte nicht, wie gut er Ihnen ist. Als sie fort waren, kam er oft ins Schloß, und sah so traurig umher. Er gieng durch alle Zimmer und setzte sich oft mit über einander geschlagenen Armen auf einen Stuhl, und sah ganze Stunden vor sich hin. Er war immer so gerne in dem kleinen Saal, weil ich ihm gesagt hatte, daß Sie sich da am liebsten aufgehalten hätten. Er betrachtete denn Ihre Gemählde, und spielte auf Ihrer Laute, die am Fenster hieng, und las in Ihren Büchern, bis die Sonne untergieng und er auf seines Bruders Schloß zurück mußte. Und dann.«

| »Es ist genug Therese«, sagte Emilie. »Wie lange hat Sie schon in dieser Hütte gewohnt, und womit kann ich Ihr dienen? Will Sie hier bleiben, oder will Sie zurück kommen und bei mir leben?«

»Nicht doch, Fräulein«, sagte Therese, »seyn Sie nicht so zurückhaltend gegen Ihre alte treue Haushälterin. Es ist doch gewiß keine Schande, einen so guten jungen Herrn zu lieben.«

»Therese«, sagte Emilie ernsthaft, »ich bitte Sie, den Chevalier nicht mehr zu nennen.«

»Ihn nicht mehr zu nennen!« rief Therese. »Um Gottes willen, wie haben sich die Zeiten verändert. Nach meinem verstorbenen Herrn und nach Ihnen, gnädiges Fräulein, war mir niemand auf der Welt lieber als der Chevalier.«

»Vielleicht hat er Ihre Liebe nicht verdient«, sagte Emilie und suchte ihre Thränen zu verbergen, »aber wie dem auch sey; ich werde ihn nicht wiedersehn.«

»Nicht verdienen! nicht wiedersehn!« rief Therese. »Was muß ich hören. Nein Fräulein, meine Liebe hatte er wohl verdient: denn

ich muß Ihnen nur sagen, es war der Chevalier Valancourt, der mir diese Hütte gab, und mich in meinen alten Tagen unterstützte, seit Herr Quesnel mich aus meines Herrn Hause gestossen hatte.«

| »Der Chevalier Valancourt!« sagte Emilie heftig zitternd.

»Ja Fräulein er selbst. Zwar mußte ich ihm versprechen, nichts zu sagen, allein wie kann man das halten, wenn man schlecht von ihm reden hört? Ach liebes Fräulein, wenn Sie ihn nicht gut behandelt haben, so mögen Sie wohl weinen: denn ein zärtlicheres Herz als er hat nie jemand gehabt. Er fand mich in meiner Noth auf, als Sie zu weit entfernt waren, mir zu helfen, und Herr Quesnel nicht helfen wollte. Der Chevalier fand mich und kaufte mir diese Hütte und gab mir Geld sie einzurichten und bat mich, noch eine andre arme Frau aufzusuchen, die bei mir leben könnte. Seines Bruders Verwalter mußte mir alle Vierteljahre die Summe auszahlen, die zu meinem Unterhalte ausgesetzt war. Denken Sie also selbst Fräulein, ob ich nicht Ursache habe, gut von dem Chevalier zu sprechen. Es giebt wohl noch andre, die es besser hätten thun können als er. Ich fürchte, er mag sich durch seine Gutheit wohl selbst geschadet haben, denn der Vierteljahrstag ist lange vorüber, und es ist noch kein Geld für mich angekommen. Aber, weinen Sie nicht so sehr Fräulein; es kann Ihnen doch gewis nicht leid thun, von dem Chevalier Gutes zu hören.«

»Leid thun!« sagte Emilie und weinte heftiger. »Aber wie lange ists her, daß Sie ihn nicht gesehn hat.«

»Seit vielen Tagen nicht, Fräulein.«

| »Aber wann hat Sie denn von ihm gehört«, sagte Emilie mit steigender Bewegung.

»Ach! niemals seit er so plötzlich nach Languedoc gieng, er war damals eben von Paris gekommen; aber da jetzt das Vierteljahr schon so lange vorüber ist, fürchte ich, es ist ihm ein Unfall zugestoßen: wäre ich nicht so weit von Esturaint und so lahm, so würde ich mich gewis schon längst erkundigt haben; allein ich habe niemand zu schicken.«

Emiliens Angst um Valancourt überstieg nun alle Gränzen, und

da die Schicklichkeit ihr nicht zuließ, auf seines Bruders Schlosse nach ihm fragen zu lassen, so bat sie Theresen, in ihrem Nahmen einen Boten zu miethen und an seinen Verwalter zu schicken, um das Quartalgeld zu fodern, und sich bei dieser Gelegenheit nach Valancourt zu erkundigen. Nur mußte ihr Therese versprechen, ihres Namens weder bei dieser Gelegenheit, noch gegen Valancourt je zu erwähnen. Therese übernahm es mit Freuden für einen Boten zu sorgen, und Emilie kehrte, nachdem sie ihr eine Summe Geld für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse gegeben hatte, mit niedergeschlagenem Gemüthe nach Hause zurück. Sie beklagte mehr als je, daß ein Herz, welches für Tugend und Wohlwollen geschaffen schien, vom Laster der Welt konnte vergiftet werden. Die feine Zärtlichkeit, die er durch seine Güte gegen ihre alte Haushälterin, ihr verrieth, rührte sie tief.

| Zwölftes Kapitel

Der Graf von Villefort und Gräfin Blanka hatten einige angenehme Wochen auf dem Gute des Barons St. Foix hingbracht, während welcher sie oft kleine Lustreisen zwischen den Gebürgen machten, und sich an der romantischen Wildheit der Pyrenäen-Gegend weideten. Der Graf trennte sich ungeru von seinem alten Freunde, obgleich mit der Hofnung, bald zu einer Familie mit ihnen vereinigt zu werden, denn es war ausgemacht, daß der junge St. Foix, der sie jetzt nach Gasconien begleitete, Blankas Hand erhalten sollte, sobald sie in Chateau le Blanc ankommen würden! Da der Weg von des Barons Gute nach La Vallée über einige der wildesten Striche der Pyrenäen gieng, wohin noch nie die Spur eines Wagens gekommen war, so miethete der Graf Maulesel für sich und seine Familie und ein paar starke, wohl bewafnete Führer, die den Weg genau kannten.

| Der Graf verließ seines Freundes Behausung früh Morgens in der Absicht, die Nacht in einem kleinen Wirthshause auf dem

Gebürge, ohngefähr die Hälfte des Weges nach La Vallée zuzubringen. Dies Wirthshaus wurde zwar meistens nur von Spanischen Mauleseltreibern auf ihrem Wege nach Frankreich besucht, und er konnte also keine große Bequemlichkeit dort erwarten, allein es war der einzige Wirthshausähnliche Ort auf dem ganzen Wege.

Nach einem Tage der Bewundrung und Ermüdung fanden sich die Reisenden um Sonnenuntergang in einem waldigten Thale, das von allen Seiten steile Berge überhingen. Sie hatten viele Meilen zurückgelegt, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken, und nur von Zeit zu Zeit in einiger Entfernung das melancholische Läuten einer Schäferglocke gehört. Jetzt aber vernahmen sie die Töne fröhlicher Musik und sahen sogleich in einem kleinen Thale zwischen den Wäldern eine Gruppe von Bergbewohnern einen Tanz trippeln. Der Graf, der so wenig das Glück als das Elend seiner Mitmenschen mit gleichgültigem Auge ansehen konnte, hielt still, um dieses Schauspiel einfachen Vergnügens anzusehn. Die Gruppe vor ihm bestand aus französischen und spanischen Bauern, Einwohnern eines nahen Dörfchens; die Mädchen hüpfen mit Castannetten in der Hand nach der Melodie einer Laute und Tambourine, bis die fröhliche, französische Melodie in ein langsames Tempo übergieng, nach welchem zwei Bäuerinnen einen spanischen Fandango tanzten.

| Der Graf verglich diese Scene mit den Festins, die er zu Paris angesehen hatte; wo falscher Geschmack die Züge bemahlte und durch den fruchtlosen Versuch, den Glanz der Natur zu ersetzen, die beseelten Reitze verbirgt; wo Künstelei so oft die Züge verzerrte, und Laster die Sitten verderbte — er seufzte bei dem Gedanken, daß natürliche Reitze und unschuldige Freuden nur in den Wildnissen der Einsamkeit blühten, und im Zusammenfluß der verfeinerten Gesellschaft erstarben. — Die verlängerten Schatten erinnerten die Reisenden, daß sie keine Zeit zu verlieren hatten; sie verließen diese fröhliche Gruppe und setzten ihren Weg nach dem kleinen Wirthshause fort, wo sie Schutz vor der Nacht suchten.

Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen nun einen gelben Schimmer auf die Fichten und Wallnuswälder, die sich zu den Füßen der Berge herabsenkten, und einen zurückstrahlenden Schimmer auf die beschneiten Spitzen warfen. Bald aber schwand auch dieses Licht schnell und die Gegend gewann in der Dunkelheit der Dämmerung ein furchtbares Ansehn. Wo man den Strom gesehn hatte, hörte man ihn jetzt nur noch; wo die wilden Klippen jede Abwechslung von Form und Stellung gezeigt hatten, erschien nur noch eine dunkle Masse von Gebürgen und die Kluft, welche tief, tief unten ihren schrecklichen Rachen öffnete, konnte das Auge nicht mehr messen. Ein trüber Schimmer zögerte noch auf den Gipfeln der höch|sten Alpen, und machte die Stille der Stunde noch schauerlicher.

Blanka betrachtete stillschweigend die Scene und horchte mit Begeisterung auf das Rauschen der Fichten, die sich in dunkeln Linien längs den Bergen zogen und auf die heisere Stimme der Gemse zwischen den Felsen, die von Zeit zu Zeit durch die Luft herbei kam. Bald aber verwandelte sich ihre Begeistrung in Furcht, wenn sie an die unsichern Klippen, die den Weg einfaßten, und an die verschiedenen phantastischen Formen der Gefahr dachte, die jenseits durch die Dunkelheit hervorblickten; sie fragte ihren Vater, ob sie noch weit von dem Wirthshause entfernt wären, und ob der Weg nicht um diese späte Stunde sehr gefährlich sey. Der Graf wiederholte ihre Fragen an die Führer; sie gaben eine zweifelhafte Antwort, und setzten hinzu, wenn es dunkeler würde, so wäre es wohl am sichersten zu warten bis der Mond aufginge; jetzt aber könnten sie ohne Gefahr noch weiter gehn.

Bald aber verwandelten sich die Schatten des Abends in die Dunkelheit der Nacht, die durch die Dünste beschleunigt wurde, die sich schnell rings um die Berge sammelten und in dunkeln Kreisen längs ihnen hinrollten. Die Führer schlugen nun vor, zu ruhen bis der Mond aufginge, zumal da sie glaubten, daß sich ein Sturm herannahte. Sie sahen rings umher nach einem Orte, der zu einer Art von Zuflucht | dienen könnte, und erblickten undeutlich durch

die Dunkelheit in einer kleinen Entfernung einen Gegenstand, den sie für eine Jäger- oder Schäferhütte hielten, und mit behutsamen Schritten darauf zuzugingen. Ihre Mühe wurde nicht belohnt; als sie dem gesuchten Gegenstande nahe kamen, fanden sie, daß es ein zum Zeichen eines hier begangnen Mords aufgerichtetes Creutz war.

Es war zu dunkel, um die Innschrift zu lesen, allein die Führer erkannten es für ein Creutz, das zum Andenken des Grafen Beliard, der vor einigen Jahren, von einer Räuberbande hier erschlagen wurde, aufgerichtet war. Blanka schauderte, als sie einige schreckliche Umstände von des Grafen Schicksal hörte, die einer von den Führern in leiser, verhaltner Stimme erzählte, als wenn sein eigener Ton ihn erschreckte. Während sie aber noch bei dem Creutz verweilten und auf seine Erzählung hörten, fuhr ein Lichtstrahl über die Felsen; der Donner brummte in der Ferne und die Reisegesellschaft verließ erschrocken diesen schauerlichen Aufenthalt, um eine Zuflucht zu suchen.

Sie fanden endlich eine ebne Stelle, die durch überhängende Felsen vor dem Winde geschützt war, und da sie noch nicht wußten, wie weit sie von dem Wirthshause entfernt waren, beschlossen sie zu ruhen, bis der Mond aufginge oder der Sturm sich zertheilte. Blanka gab dem St. Foix ängstlich die Hand und sie stiegen sämtlich in eine Art von Höle herunter. Man schlug Licht an, und machte ein Feuer das ihnen sehr wohl that, da, ohngeachtet der Hitze des Tages, die Nachtluft in diesen Gebürgen sehr kalt ist; ein Feuer war ihnen auch gewissermaßen nothwendig um die Wölfe abzuhalten, die in diesen Wildnissen hausen.

Sie breiteten ihre Lebensmittel auf einer überhängenden Ecke des Felsens aus, und der Graf hielt mit seiner Familie eine Mahlzeit, die sie an einem minder verlassenem Orte nicht so vortreflich würden gefunden haben. St. Foix, der ungeduldig nach dem Monde verlangte, stieg nachher auf eine Spitze, die nach Osten stand. Allein es war alles in Dunkelheit eingehüllt und die Stille der Nacht wurde nur durch das Rauschen der Wälder, die weit unten wehten, durch

den fernen Donner oder hie und da durch die schwachen Stimmen der Gesellschaft, die er verlassen hatte, unterbrochen. Er stand still um das Gemälde zu betrachten, das die Gesellschaft in der Höle darstellte. Neben Blankens schlanker feiner Gestalt sas der Graf mit seinem majestätischen Ansehn, auf einem rauhen Stein, und tiefer im Hintergrunde stachen die plumpen Züge und grobe Kleidung der beiden Führer und der Bedienten gegen die Eleganz der vordern Gruppe ab. Auch die Würkung des Lichts war interessant; auf die umgebenden Gestalten warf es einen starken obgleich bleichen Schimmer und blänkerete auf ihren glänzenden Waffen, während auf dem Laube eines gigantischen Lerchbaums, der | seinen Schatten auf die Klippe über ihnen ausbreitete ein rother dunkler Hauch erschien, der sich unmerklich in schwarze Nacht vertiefte.

Während St. Foix dies Schauspiel betrachtete, stieg der Mond breit und gelb über den östlichen Spitzen zwischen umzingelnden Wolken auf, und ließ dämmernd die Größe der Himmel, die Masse von Dünsten, die bis auf die Hälfte der Berge herab rollte, und die ungewissen Berge sehn.

Er wurde durch die Stimmen der Führer, die seinen Namen riefen, der von Klippe zu Klippe als von hundert Stimmen wieder zurück erschallte, aus seiner Träumerei geweckt, und eilte in die Höle zurück um den Grafen und Blanka aus ihrer Besorgniß zu reissen.

Da aber der Sturm heran zu nahen schien, verließen sie ihren Schutzort nicht und der Graf, der sich zwischen seiner Tochter und St. Foix setzte, suchte durch Erzählungen aus der Naturgeschichte des Landes ihre Aengstlichkeit zu zerstreuen. Indem Blanka ihm aufmerksam zuhörte, vernahmen sie das ferne Gebell eines Wacht-hundes. Sie horchten mit begieriger Hoffnung, und da der Wind stärker blies, bildeten sie sich ein, daß der Ton nicht ferne wäre , und aus dem Wirthshause käme, das sie suchten, worauf der Graf seinen Weg dahin fortzusetzen beschloß. Der Mond gewährte nun ein stärkeres obgleich noch immer unsicheres Licht, indem er zwischen den gespaltenen Wolken hinglitt, und die | Reisenden, durch

den Ton geleitet, traten ihre Reise längs dem Saume des Abgrundes wieder an, mit einer einzigen Fackel vor sich her, die jetzt mit dem Mondlicht kämpfte: die Führer hatten in der Meinung, bald nach Sonnenuntergang das Wirthshaus zu erreichen, für mehrere zu sorgen versäumt.

In einiger Entfernung entdeckten sie einen unebnen, gefährlichen Weg, den eine umgehauene Fichte bildete, die quer über die Spalten geworfen, die entgegenliegenden Vorgebürge vereinigte und wahrscheinlich von den Jägern gefällt war, um ihre Jagd nach der Gemse oder dem Wolfe zu erleichtern.

Die ganze Gesellschaft, die Führer ausgenommen, schauderte bei der Aussicht, über diese Alpenbrücke zu kreutzen, die an den Seiten gar keine Haltung hatte, und von welcher herunterfallen gewisser Tod war. Die Führer schickten sich an, die Maulesel herüber zu leiten, während Blanka zitternd am Rande stand, und auf das Brüllen des Wassers horchte, das aus den mit hohen Fichten überhangenden Felsen hervorquoll und sich von da in den tiefen Abgrund stürzte, wo sein weißer Schaum schwach im Mondenlicht glänzte. Die armen Thiere schritten mit instinktmäßiger Vorsicht über diese gefährliche Brücke, und ließen sich weder durch das Geräusch des Wasserfalls schrecken, noch durch die Dunkelheit täuschen, die das herabhängende Laub auf ihren Weg warf. Nunmehr war ihnen die einzelne | Fackel, die bisher wenig Nutzen geleistet hatte, ein unbezahlbarer Schatz, und die bebende Blanka, von ihrem Vater unterstützt, und ihren Liebhaber vor sich, folgte dem rothen Scheine der Fackel in Sicherheit bis nach der gegenüber liegenden Klippe.

So wie sie weiter kamen, zogen sich die Berge zusammen und bildeten einen engen Paß, auf dessen Grunde der Strom brüllte, über den sie eben gekommen waren. Aufs neue aber wurden sie durch das Bellen eines Hundes aufgerichtet, der vielleicht bei den Heerden zwischen den Bergen wachte, um sie vor den nächtlichen Anfällen der Wölfe zu hüten. Der Ton war viel näher als vorhin und bald sahen sie auch ein Licht in der Ferne schimmern. Es schien

von einer Anhöhe zu kommen, und kam und verschwand, als wenn die wehenden Zweige der Bäume es zuweilen ausschlossen und dann wieder seine Strahlen zuließen. Die Führer schrien aus allen Kräften, allein kein Laut einer menschlichen Stimme kehrte wieder zu ihnen, und sie feuerten endlich, um sich hörbarer zu machen, eine Pistole ab. Allein auch dieses Geräusch hallte nur allein von den Felsen wieder und versank nach und nach in eine Stille, die kein freundlicher Wink eines Menschen unterbrach. Das Licht aber wurde heller, und nach einiger Zeit hörten sie auch Stimmen undeutlich im Winde: als aber die Führer ihr Rufen wiederholten, verstummten die Stimmen plötzlich und das Licht verschwand.

| Blanka unterlag nun beinahe ihrer Angst, Ermüdung und Furcht, und die vereinten Bemühungen des Grafen und jungen Barons vermochten kaum, sie lebendig zu erhalten. Indem sie weiter fortritten, nahmen sie auf einer Felsenspitze einen Gegenstand wahr, den sie bei den stark darauf fallenden Mondstrahlen für einen Wachtthurm erkannten. Der Graf konnte es nach der Lage und andern Umständen für nichts anders halten, und ermunterte seine Tochter durch die nahe Aussicht auf Schutz und Ruhe, wenn auch nicht auf Bequemlichkeit, die sie sich in einem verfallenen Wachtthurm versprechen konnten.

»Man hat unzählige Wachtthürme zwischen den Pyrenäen errichtet«, sagte der Graf, der Blankas Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ihrer Furcht abzuziehn wünschte, »um durch ein oben angezündetes Feuer von der Annäherung des Feindes Nachricht zu geben. Auf solche Art hat man von Posten zu Posten längs einer Strecke von hundert und mehr Meilen Signale mittheilen können. Dann, wenn die Noth es erfordert, dringen die lauenden Armeen aus ihren Festungen und Wäldern hervor, um vielleicht den Eingang eines großen Passes zu besetzen, wo sie sich auf die Anhöhen postiren und ihre erstaunten Feinde, die sich unten im Thale herauf winden, mit zertrümmerten Felsenstücken begrüßen, und Tod und Verderben über sie ausgießen. Die alten Festungen und Wachtthürme, die über den großen Pässen der Pyrenäen

hängen, | werden sorgfältig im Stande erhalten, andre aber die auf niedrigern Orten stehn, verfallen und werden oft in die friedlichen Wohnungen des Jägers und Schäfers verwandelt, der sich nach einem beschwerlichen Tage hieher begiebt, und mit seinen treuen Hunden bei einem erquickenden Feuer die Arbeit der Jagd oder die Sorge, seine herumirrenden Heerden zusammen zu treiben, vergißt.«

»Aber haben sie immer so friedliche Bewohner?«, fragte Blanka.

»Nein!« erwiderte der Graf, »zuweilen sind sie der Zufluchtsort französischer und spanischer Schleichhändler, die mit verbotnen Waaren aus ihren Ländern, über die Gebürge kreutzen. Die letzten sind besonders zahlreich und es werden oft starke Partheyen königlicher Truppen gegen sie ausgeschickt. Allein der verzweifelte Muth dieser Abentheurer, die wohl wissen, daß wenn sie ergriffen werden, sie dem grausamsten Tode entgegen gehn, bietet oftmals der Tapferkeit der Soldaten Trotz. — Aber du hörst nicht zu, Blanka, ich habe dich mit einem langweiligen Gegenstande ermüdet — aber sieh, dort im Mondlicht das Gebäude, das wir gesucht haben; es ist ein Glück, daß wir ihm so nahe sind, ehe das Gewitter kommt.«

Blanka sah auf und entdeckte, daß sie am Fuße der Klippe wären, auf deren Spitze das Gebäude stand; | allein es gieng kein Licht daraus hervor. Auch das Bellen des Hundes hörten sie nicht mehr und die Führer fingen an zu zweifeln, ob dies wirklich der Ort wäre, den sie gesucht hatten. In der Entfernung, worin sie es bei einem umwölkten Monde undeutlich erblickten, schien es von mehr Umfang, als ein einzelner Wachtthurm zu seyn; allein die größte Schwierigkeit war, wie sie die Anhöhe herauf kommen sollten, deren steiler Abschluß keinen Weg zuließ.

Die Führer giengen mit der Fackel voraus, um die Klippe zu untersuchen, und der Graf blieb mit Blanka und St. Foix an ihrem Fuße unter dem Schatten der Wälder sitzen, und bemühte sich aufs neue, die Zeit durch Gespräch zu vertreiben, allein es war vergebens Blankens Aufmerksamkeit zu fesseln und er überlegte

nun heimlich mit St. Foix, ob es wohl rathsam seyn würde, wenn sie einen Weg fänden, sich in ein Gebäude zu wagen, das vielleicht von Banditen bewohnt würde.

Ein Ruf von den Führern erregte ihre Aufmerksamkeit, und bald darauf kam einer von des Grafen Bedienten mit der Nachricht zurück, daß ein Weg gefunden wäre: sie klimmten nun einen schmalen Pfad hinauf, der zwischen kleinem Gesträuch durch den Felsen gehauen war, und erreichten mit vieler Gefahr und Mühe den Gipfel, wo verschiedene verfallne Thürme, von einer dicken Mauer umgeben, und stellenweis vom Mondlicht beleuchtet, ihnen ins Gesicht fielen.

| Um das Gebäude her war alles still und der Ort allem Anscheine nach verlassen; allein der Graf war vorsichtig: »geh sachte«, sprach er leise, »während wir das Gemäuer besichtigen.«

Nachdem sie stillschweigend einige Schritte weit gegangen waren, standen sie an einem Thor stille, dessen Portale selbst in verfallnem Zustande, noch furchtbar waren; sie zögerten einen Augenblick und giengen dann in den Vorhof, standen aber aufs neue bei einer Treppe still, die vom Hofe aus längs der Spitze eines Felsens hinlief. Ueber diesem stieg der Hauptflügel des Gebäudes auf, das nicht eine Warte, sondern eine von den alten Festungen war, die vor Alter und Vernachlässigung in Verfall gerathen waren. Einige Theile schienen noch unzerstört zu seyn. Sie war von grauem Steine nach schwerer Sachsengothischer Bauart errichtet, mit ungeheuern runden Thürmen, Bogen von verhältnißmäßiger Stärke und einem großen gewölbten Thore versehen, das in die Halle der Gebäude zu führen schien. Die schauerliche Größe, die dieses Gebäude in den Tagen seiner frühesten Stärke schon gehabt haben mußte, wurde jetzt durch die zertrümmerten Zinnen und halb niedergerißnen Wälle, durch große Strassen von Ruinen die in dem weiten Vorhofe, jetzt still und mit Graß bewachsen, zerstreut lagen, beträchtlich erhöht. In diesem Hofe standen die gigantischen Ueberreste einer Eiche, die mit dem Gebäude geblüht zu haben und mit ihm veraltet zu seyn schien. Sie beschützte es noch finster

| mit den wenigen entlaubten und mit Moos bewachsenen Zweigen, die noch am Stamme hiengen, dessen weiter Umfang verrieth, wie ungeheuer groß dieser Baum in vorigen Zeiten gewesen war. Diese Festung mußte sehr bedeutend gewesen seyn, und nach ihrer Lage auf einer Felsenspitze, die über einem tiefen Abgrunde hieng, mußte sie eben so furchtbar zum Widerstande, als zum vernichten gewesen seyn; es befremdete daher den Grafen, daß man sie hatte verfallen lassen, so alt sie auch war, und ihr einsames, verwüstetes Ansehn erregte in seiner Brust eine schwermüthige schauerliche Empfindung. Indem er diesen Betrachtungen nachhieng, hörte er einen Laut von fernen Stimmen inwendig aus dem Gebäude hervorkommen, er betrachtete es aufs neue mit forschenden Augen, allein es war kein Licht zu sehn. Er beschloß nun, rings um die Festung bis zu dem entlegnen Theile, wo er die Stimmen gehört hatte, zu gehn, um zu untersuchen, ob er kein Licht ausfindig machen könnte, ehe er ans Thor zu klopfen wagte, zu diesem Zwecke gieng er auf die Terrasse, wo noch Ueberreste von Kanonen in den dicken Mauern steckten, aber er hatte noch nicht viele Schritte gemacht, als er plötzlich durch das laute Bellen eines Hundes von innen aufgehalten wurde. Er vermuthete, daß dies derselbe wäre, dessen Stimme sie hieher gebracht hatte. Nunmehr konnte er nicht länger zweifeln, daß der Ort bewohnt sey, und er gieng zurück, um mit St. Foix noch einmal zu berathschlagen, ob sie sich herein wagen sollten, denn das wüste Ansehn des Orts | hatte seinen Entschluß aufs neue erschüttert; nach einer zweiten Berathschlagung unterwarf er sich den Gründen, die ihn vorher bestimmt hatten und jetzt durch die Entdeckung des Hundes, der die Festung bewachte, als durch die Stille darin, noch mehr bestärkt wurden. Er befahl also einem seiner Bedienten an das Thor zu klopfen, als aber der Mensch herzutrat, um ihm zu gehorchen, ließ sich ein Licht in einer Schießscharte des Thurmes sehn. Der Graf rief laut, erhielt aber keine Antwort. Er schlug mit einer eisenbeschlagenen Stange, die er zum herauf klimmen gebraucht hatte, ans Thor, aber das Echo, das den Schall zurückgab, und nachher das Bellen mehrerer Hunde war

der einzige Laut, den er vernahm. Der Graf gieng einige Schritte zurück, um zu sehn, ob das Licht in dem Thurme wäre. Es war weg, er kehrte zum Thor zurück und hatte wieder die Stange aufgehoben um zu klopfen, als er wieder Stimmen inwendig murmeln zu hören glaubte. Er wurde in seiner Vermuthung bestärkt; allein sie waren zu fern, um deutlich gehört zu werden, und der Graf that aufs neue einen harten Schlag an das Thor, worauf sogleich eine tiefe Stille folgte. Es litt nun keinen Zweifel, daß die Menschen, die darinn waren, das Klopfen gehört hatten, und ihre Vorsicht, Fremde einzulassen, brachte ihm eine vortheilhafte Meinung von ihnen bei. »Es sind entweder Schäfer oder Jäger«, sagte er, »die so wie wir in diesen Mauern Zuflucht vor der Nacht gesucht haben, und sich fürchten, Fremde einzulassen, die sie vielleicht für | Räuber halten. Ich will ihnen ihre Furcht benehmen.« Er rief laut: »wir sind Freunde, die Unterkommen für die Nacht suchen.« Nach wenig Augenblicken hörte man Schritte näher kommen und eine Stimme antwortete: »wer ruft da?« »Freunde«, erwiderte der Graf: »macht die Thore auf, so sollet ihr mehr erfahren.« Schwere Riegel wurden nun aufgezogen und ein Mann, mit einem Jagdspieß bewafnet erschien. »Was verlangt ihr um diese Stunde?« fragte er. Der Graf winkte seinen Leuten, und antwortete, daß er den Weg nach dem nächsten Orte zu wissen wünschte. »Seyd Ihr so wenig in diesen Gebürgen bekannt«, sagte der Mann, »nicht zu wissen, daß es viele Meilen weit keinen Ort giebt. Ich kann Euch den Weg nicht zeigen; ihr müßt ihn suchen, der Mond scheint ja.« Mit diesen Worten wollte er das Thor zumachen, und der Graf wandte sich unmuthig weg, als eine andre Stimme von oben gehört wurde. Er blickte auf und sah eines Mannes Gesicht am Gitter des Thors. »Halt Freund«, sagte die Stimme, »Ihr habt den Weg verloren. Vermuthlich seydt ihr Jäger so wie wir, ich werde sogleich bei Euch seyn.« Die Stimme schwieg und das Licht verschwand. Blanka hatte sich vor dem Manne, der das Thor öffnete, sehr erschrocken, und bat ihren Vater, den Ort zu verlassen; allein der Graf hatte den Jagdspieß bemerkt, und die Worte aus dem Thurm machten ihm

Muth, den Ausgang abzuwarten. Das Thor wurde bald geöffnet, und es erschienen verschiedene Personen in Jägerkleidung, die dem Grafen eine Weile zuhörten und ihm sagten, daß er für die Nacht willkommen wäre. Sie drangen nun mit vieler Höflichkeit in ihn, herein zu kommen und mit dem Abendbrodt vorlieb zu nehmen, wozu sie sich eben hätten hinsetzen wollen. Der Graf, der sie aufmerksam betrachtete, indem sie sprachen, war vorsichtig und etwas argwöhnisch; allein er war auch müde, fürchtete den herannahenden Sturm und den gefährlichen Weg auf den Alpengebürgen in der Dunkelheit der Nacht; auch verließ er sich auf die Stärke und Anzahl seiner Leute und beschloß nach einiger Ueberlegung, die Einladung anzunehmen. Er rief seine Leute zusammen und sie folgten ihrem Herrn, der Gräfin Blanka und dem St. Foix in die Festung. Die Fremden führten sie in einen großen, wüsten Saal, den sie zum Theil bei dem Feuer am Kamin sehn konnten. Vier Menschen, in Jägerkleidung saßen darum her, und auf dem Kamin selbst lagen einige Hunde in Schlaf ausgestreckt. In der Mitte des Saals stand ein großer Tisch und am Feuer wurde ein Stück Wildpret gebraten. Als der Graf näher kam, standen die Leute auf; auch die Hunde richteten sich halb in die Höhe und sahen die Fremden wild an, so wie sie aber ihrer Herren Stimme hörten, behielten sie ihre Lage auf dem Kamin.

Blanka sah sich in diesem dunkeln, geräumigen Saale rings um, sah dann die Leute und ihren Vater an, der ihr freundlich zulächelte, und sich an die Jäger wandte. »Das ist ein freundlicher Heerd«, sagte er, »der Anblick eines Feuers ist sehr erquickend, wenn man so lange in diesen öden Wildnissen gewandert hat. Eure Hunde sind müde, habt Ihr Glück auf der Jagd gehabt?« »Wie gewöhnlich«, erwiderte einer der Leute am Camin, »wir erlegen unser Wild mit ziemlicher Sicherheit.« — »Dies sind auch Jäger«, sagte einer von den Leuten, die den Grafen in den Saal gebracht hatten, »die ihren Weg verloren haben. Ich habe ihnen gesagt, daß in der Festung Raum genug für uns alle ist.« — »Gewiss! gewiss!« sagte der erste, »wie viel habt Ihr denn geschossen, Kameraden?

Wir haben zwei Genssen erlegt, und das ist doch wohl genug?« »Ihr irrt Euch Freund«, sagte der Graf, »wir sind nicht Jäger, sondern Reisende; wenn Ihr uns aber bei Eurer Jägermahlzeit zulassen wollt, so werden wir es Euch sehr Dank wissen und Euch gern für Eure Gefälligkeit belohnen.«

»So setzt Euch denn, Brüder«, sagte ein andrer, »Jakob leg mehr Reiser auf, der Braten wird bald gar seyn; bring auch einen Stuhl für das Frauenzimmer. Ist gefällig unsern Brantwein zu kosten, Fräulein, es ist ächter Barcelona.« Blanka lächelte furchtsam und wollte es abschlagen, allein ihr Vater kam ihr zuvor, und nahm mit freundlicher Miene das Glas. St. Foix setzte sich zu ihr, drückte ihr die Hand und suchte sie durch Blicke aufzumuntern; allein ihre Aufmerksamkeit war ganz auf einen Mann gerichtet, der am Feuer sas, und St. Foix unablässig ansah.

| Der Graf ließ sich mit ihnen in ein Gespräch über die Jagd ein, und hörte ihren Erzählungen aufmerksam zu, als vor dem Thore in ein Horn gestoßen wurde. Blanka sah ihren Vater furchtsam an; er setzte zwar sein Gespräch fort, doch sah man einige Unruhe auf seinem Gesichte und er wandte oft die Augen nach dem Fenster hin. Das Horn ertönte aufs neue und es erfolgte ein lautes Jagdgeschrei. »Das sind unsre Kameraden, die von ihrem Tagewerke zurück kommen«, sagte ein Mann und gieng verdrossen um ihnen aufzumachen. Wenig Minuten darauf erschienen zwei Leute, jeder mit einer Flinte über der Schulter und Pistolen im Halfter. »Was giebts zu essen?« sagten sie, indem sie näher kamen. »Was für Glück?« erwiderten die andern, »habt Ihr Euer Abendessen mitgebracht? sonst werdet Ihr keins bekommen.«

»Aber was Teufel habt Ihr mitgebracht?« sagten sie in schlechtem Spanisch, als sie des Grafen Gesellschaft wahrnahmen. »Sind sie aus Frankreich oder aus Spanien? Wo habt Ihr sie getroffen?«

»Sie kamen zu uns, und sind uns recht willkommen«, antwortete der Erste laut auf französisch. »Dieser Herr und seine Gesellschaft hatten ihren Weg verloren und baten um ein Nachtlager in der Festung.« Die andern antworteten nicht, warfen eine Art

von Schnapsack hin und zogen einige Schnuren Vögel hervor. Der Schnapsack fiel schwer auf die Erde; der | Graf sah etwas glänzendes darinn schimmern und betrachtete nun den Mann, der ihn getragen hatte aufmerksamer. Es war ein langer starker Kerl mit harten Gesichtszügen und krausen schwarzen Haar in seinem Nacken. Statt der Jagdkleidung trug er eine verschoßene Uniform. Der Graf wandte endlich seinen Blick weg und blieb still und nachdenkend, bis ihm aufs neue ein Mensch ins Auge fiel, der in einem dunklen Winkel stand, und den St. Foix, der mit Blankan sprach, aufmerksam betrachtete. Der Graf fühlte Mistrauen in sich aufsteigen, lächelte aber, um sich nicht zu verrathen, Blankan freundlich an, und sprach mit ihr über gleichgültige Dinge! Als er sich wieder umsah, fand er, daß der Soldat und der Mann im Winkel hinausgegangen waren.

Gleich darauf kam ein anderer herein, und sagte, daß er im andern Zimmer Feuer angemacht und den Tisch gedeckt hätte, weil es dort wärmer wäre als hier.

Seine Kameraden billigten dies sehr und luden ihre Gäste ein, ihnen dahin zu folgen. Blanka schien ungern aufzustehn, und St. Foix sah den Grafen an, der darauf erwiederte, er zöge das angenehme Feuer vor, bei dem er jetzt säße. Die Jäger lobten indessen die Wärme im andern Zimmer so sehr und drangen mit solcher Artigkeit in ihn, daß der Graf, halb zweifelhaft und halb fürchtend, seine Zweifel zu verrathen, ihnen folgte. Die langen, verfallnen Gänge, durch die | sie kamen, schreckten ihn ab, allein der Donner, der jetzt in lauten Schlägen über ihnen grunzte, machte es gefährlich, diesen Zufluchtsort zu verlassen, und er hütete sich seine Führer durch Mistrauen aufzubringen. Die Jäger giengen mit einer Lampe voran; der Graf und St. Foix, die ihren Wirthen gerne gefällig seyn wollten, trugen jeder einen Stuhl und Blanka folgte mit schwankenden Schritten. Ihr Kleid blieb an einem Nagel hängen, und während sie etwas zu bedenklich still stand, um es loszumachen, folgten der Graf und St. Foix, die ihr still stehn nicht bemerkten, ihrem Führer um eine Ecke des Ganges und Blanka

blieb im dunkeln zurück. Sobald sie sich losgemacht hatte, folgte sie schnell den Weg, den sie ihrer Meinung nach gegangen waren. Ein Licht das in einiger Entfernung schimmerte, bestärkte sie in dieser Meinung, und sie gieng auf eine ofne Thüre zu, die sie für das Zimmer hielte, wovon die Leute gesprochen hatten. Sie hörte Stimmen und blieb einige Schritte von der Thüre stehen, um zu sehen ob sie recht wäre, und sah beim Licht einer Lampe, die an der Decke hing, vier Leute um einen Tisch sitzen, und mit aufgelegten Armen eine Berathschlagung halten. Sie erkannte den einen für denselben, der den St. Foix mit solcher Aufmerksamkeit betrachtet hatte; er sprach sehr eifrig aber mit verhaltner Stimme, bis einer von den andern ihm widersprach, worauf sie alle lauter wurden. Blanka, die sich vor dem wilden Ansehn dieser Menschen fürchtete, und weder ihren Vater noch St. Foix im Zimmer sah, wollte geschwind | fortgehn, um sie in der Gallerie zu suchen, als sie den Einen sagen hörte:

»Laßt allen Streit zu Ende seyn. Wer spricht von Gefahr? folgt meinem Rath, so braucht ihr keine zu fürchten — bringt diese in Sicherheit, so sind die andern leichte Beute.« Blanka, der diese Worte auffielen, stand still um mehr zu hören. »Mit den andern ist nichts zu machen«, sagte ein anderer, »ich vergieße nicht gern Blut, wenn ich umhin kann. Schafft nur die *zwei* bei Seite, so ist es genug; die andern lasset laufen.«

»So?« rief der Erste mit einem schrecklichen Fluche, »damit sie erzählen wie wir es mit ihren Herren gemacht haben, und uns des Königs Soldaten auf den Hals hetzen? Du bist von jeher ein vortreflicher Rathgeber gewesen, wir haben den letzten St. Thomasabend noch nicht vergessen.«

Blanka bebte vor Schrecken. Sie war unvermögend, sich von der Stelle zu rühren und mußte diese schreckliche Berathschlagung noch länger anhören. »Warum wollen wir nicht die ganze Hetze ermorden?« sagte der Eine.

»Ich denke, unser Leben ist so viel werth, als ihres«, erwiederte sein Kamerad. »Wenn wir sie nicht todtschlagen, so werden sie

uns an den Galgen bringen. Besser, daß sie krepiren, als daß wir hängen.«

| »Ja wohl! ja wohl!« riefen die Kameraden. — Sie schwiegen alle einige Augenblicke und schienen zu überlegen.

»Die verdammten Kerls«, rief der Eine ungeduldig — »sie sollten längst hier seyn, und am Ende werden sie doch nur die alte Leyer und keine Beute mitbringen. Wären sie hier, so wäre die Sache leicht gemacht. So aber werden wir diese Nacht nichts ausrichten können, denn sie haben mehr Leute als wir, und morgen früh werden sie davon gehn wollen, und wie können wir sie ohne Gewalt zurückhalten?«

»Wenn wir die beiden Cavaliere heimlich bey Seite schafften, so würden wir über die andern leicht Herr werden.«

»Das ist ein kluger Rath«, sagte ein andrer hönisch. »Wenn ich mit dem Kopf durch die Mauer kann, so bin ich im freien. Wie werden wir sie doch *heimlich* bey Seite schaffen können?«

»Mit Gift«, antworteten die andern.

»Das wäre noch so etwas«, sagte der zweite, »dann haben sie doch einen schweren Tod, und ich kann meine Rache befriedigen. Diese Barons sollen schon erfahren, daß mit unser einem nicht zu sprechen ist.«

»Ich kannte den Sohn sogleich als ich ihn sah«, sagte der Mann, der den St. Foix so scharf angesehen hatte; »den Vater hätte ich fast vergessen.«

| »Ihr mögt sagen, was ihr wollt«, versetzte ein dritter, »ich glaube nicht, daß es der Baron ist; ich werde ihn doch wohl so gut kennen, als ihr, ich war ja mit bei dem Angriff, als unsre armen Kameraden ergriffen wurden.«

»War ich nicht auch dabei«, sagte der Erste; »ich sagte Euch, es ist der Baron, aber was liegt daran, ob er es ist oder nicht? Sollen wir die ganze Beute fahren lassen? So gutes Glück haben wir nicht oft. — Wenn ihrer nur nicht so viele wären; es sind ja neun oder zehne, und alle bewafnet; Als ich sah, daß es so viele waren, wollte ich sie nicht herein lassen. Ihr habt selbst Schuld. Unsrer sind nur Sechse — ich

sage euch, mit Gewalt geht es nicht. Wir müssen den beiden ein Döschen geben, und mit den andern suchen fertig zu werden.«

»Ich will euch einen bessern Rath geben«, fiel ein anderer rasch ein; »kommt näher.«

Blanka, die mit unbeschreiblicher Angst dies Gespräch angehört hatte, konnte nichts weiter verstehn, weil sie leise sprachen; doch gab die Hoffnung, ihre Freunde vor dem Anschläge zu warnen, ihr Kräfte wieder, und sie gab sich Mühe, ihren Weg wieder zu finden. Kaum aber hatte sie einige Schritte zurückgelegt, als sie im dunkeln an eine Stufe im Gange sties und zur Erde fiel.

| Die Räuber hörten das Geräusch; sie wurden plötzlich still und drangen alle in den Gang, um zu sehn, ob jemand ihre Berathschlagung behorcht hätte. Sie ergriffen Blankan, ehe sie noch aufstehn konnte, und schleppten sie in das Zimmer, das sie verlassen hatten.

So wie sie im Zimmer waren, giengen sie zu Rathe, was mit ihr anzufangen wäre. »Laßt uns erst herausbringen, was sie gehört hat«, sagte der Haupträuber. »Wie lange seydt Ihr im Gange gewesen, Fräulein, und was hattet Ihr da zu suchen?«

»Erst laßt uns nach dem Gemählde mit Diamanten greifen, das ich an ihrem Halse gesehn habe«, fiel ein anderer ein. »Schönes Fräulein, das Gemählde gehört mir, mit Eurer Erlaubniß, gebt es her, sonst werde ich es nehmen.«

Blanka gab zitternd das Gemählde hin, und bot ihnen auch ihre Börse an, indem sie versprach, nichts von dem, was vorgegangen sey, wieder zu sagen, wenn sie ihr erlauben wollten, wieder zu ihren Freunden zu gehn.

Er lächelte spöttisch und war im Begrif zu antworten, als seine Aufmerksamkeit durch ein fernes Geräusch erregt wurde. Er horchte und ergrif Blanken fester beim Arm, als fürchtete er, sie würde davon laufen. Sie wollte um Hülfe schreien, allein er bedrohte sie mit gräßlichen Flüchen.

| »Wir sind verrathen«, riefen die andern, »aber laßt uns noch einen Augenblick horchen; vielleicht sind unsre Kameraden zu Hause gekommen, dann hätten wir leichtes Spiel. Horch!« —

Ein ferner Schuß bestärkte auf einen Augenblick diese Vermuthung, gleich darauf aber kamen die vorigen Töne näher, und man unterschied deutlich das Klirren von Schwerdtern, mit Stimmen von Streitenden und schweren Stöhnen vermischt, in dem Gange, der zu dem Zimmer führte. Während die Kerls zu den Waffen griffen, hörten sie sich von ihren weit entfernten Kameraden rufen, und ein helles Horn erscholl außerhalb der Festung. Sie schienen dieses Signal nur zu gut zu verstehen, denn dreie von ihnen liefen sogleich aus dem Zimmer und überließen es dem vierten, Blanken zu bewachen.

Indem Blanka zitternd und einer Ohnmacht nahe sie loszulassen bat, hörte sie mitten unter dem Lärm St. Foixs Stimme, sie schrie laut, die Thüre des Zimmers wurde aufgerissen und er erschien, ganz vom Blut entstellt, und von einigen Mördern verfolgt. Blanka sah und hörte nichts mehr, ihr Kopf schwindelte, ihr Blick erlosch und sie fiel sinnlos in die Arme des Räubers, der sie fest gehalten hatte.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie bei dem dunkeln Lichte, daß sie noch in demselben Zimmer war, allein weder der Graf, noch St. Foix, noch sonst jemand war um sie, und sie blieb eine Zeitlang in stummer Betäubung. Bald aber kehrten die schrecklichen Bilder der Vergangenheit zurück, sie wollte aufstehn um ihre Freunde zu suchen, als ein Winseln in ihrer Nähe, sie an St. Foix und an den Zustand, worinn er herein gekommen war, erinnerte. Sie sprang plötzlich von der Erde auf, und sah nicht weit von sich einen Körper auf der Erde ausgestreckt liegen, und erkannte bei dem Schimmer des Lichts die bleichen und verstellten Züge des St. Foix. Er war sprachlos, seine Augen halb geschlossen, und kalter Schweiß bedeckte die Hand, die sie in der Angst der Verzweiflung ergriffen hatte. Während sie ihn vergebens bei Namen rief und um Hülfe schrie, trat jemand herein. Es war nicht ihr Vater, aber — Ludovico! — Er hielt sich kaum damit auf sie anzusehn, verband sogleich des Chevaliers Wunden und lief nach Wasser, da er sah, daß St. Foix wahrscheinlich nur aus Blutverlust in Ohnmacht gefallen war.

Kaum aber war er fort, als Blanka jemand anders heran kommen hörte, halb ausser sich vor Furcht sah sie den Schein einer Fackel und sogleich erschien der Graf mit erschrocknem Gesicht und athemlos vor Ungeduld und rief seine Tochter. Bei dem Ton seiner Stimme sprang sie auf und lief in seine Arme; er ließ das blutige Schwerdt aus seiner Hand fallen, drückte sie vor Entzücken an sich, und fragte nach St. Foix, der jetzt einige Lebenszeichen von sich gab. Ludovico kam bald mit Wasser und Brantwein zurück, und Blanka sah endlich den Chevalier die Augen auf[schlagen und hörte ihn schwach nach ihr fragen. Allein ihre Freude darüber, wurde sogleich durch ein neues Schrecken unterbrochen, als Ludovico sagte, es würde nothwendig seyn, den Herrn St. Foix sogleich fortzuschaffen, »denn die Banditen, Herr Graf« — setzte er hinzu — »wurden schon vor einer Stunde erwartet, und werden uns gewis finden, wenn wir länger zögern. Sie wissen, daß ihre Kameraden nur in der höchsten Noth in das helle Horn stoßen, und es schallt Meilen weit. Steht jemand Wache am großen Thore?«

»Niemand«, antwortete der Graf: »meine übrigen Leute haben sich zerstreut, ich weiß kaum wohin. Geh Ludovico und bringe sie zusammen; geh doch selbst heraus, ob du nicht Maulesel trappen hörst.«

Ludovico eilte fort und der Graf überlegte, auf welche Art man den St. Foix wegschaffen sollte, der die Bewegung des Reitens unmöglich ertragen konnte, wenn er auch Kräfte genug gehabt hätte, sich im Sattel zu halten.

Während der Graf Blanken erzählte, daß die Banditen, die sie in der Festung gefunden hatten, im Kerker eingesperrt wären, sah Blanka, daß er selbst verwundet war, und daß er den linken Arm nicht brauchen konnte, allein er lächelte über ihre Angst, und versicherte, daß die Wunde nicht gefährlich wäre.

| Des Grafen Leute, zwei ausgenommen, die am Thore Wache hielten, erschienen nun, und bald nach ihnen Ludovico. »Mich dünkt, ich höre Maulesel im Thal, allein das Rauschen des Stroms läßt mich nicht recht unterscheiden; doch habe ich etwas

mitgebracht, das dem Chevalier gut thun wird«, setzte er hinzu und zeigte auf eine an zwei langen Stangen befestigte Bärenhaut, die dazu eingerichtet schien, die in den Scharmützeln verwundeten Kameraden der Räuber nach Hause zu bringen. Ludovico breitete sie auf der Erde aus, legte einige Ziegenfelle darauf und machte eine Art von Bette, worauf sie den Chevalier sanft legten, und die Stangen den Führern auf die Schulter gaben, auf deren Fußtritt man sich am besten verlassen konnte. Einige von des Grafen Bedienten waren auch verwundet, aber nicht gefährlich, und der ganze Zug folgte nun der Tragbahre an das große Thor. Als sie durch den Saal giengen, hörten sie in einiger Entfernung ein lautes Lärmen, worüber Blanka in Schrecken gerieth. »Es sind nur die Schurken im Kerker«, sagte Ludovico. »Sie scheinen ihn aufzusprengen«, erwiderte der Graf. »Nicht doch«; versetzte Ludovico, »die Thüre ist von Eisen; wir haben nichts von ihnen zu befürchten, aber lassen Sie mich voraus, um auf den Wall zu sehn.«

Sie folgten ihm schnell und fanden ihre Maulesel vor dem Thore grasen; sie horchten ängstlich, vernahmen aber keinen Laut, ausser dem Strome und dem Morgenlüftchen, das zwischen den Zweigen der alten | Eiche pfif; mit Freuden sahen sie den ersten Hauch der Morgendämmerung auf den Bergspitzen anbrechen. Ludovico übernahm es, ihr Führer zu seyn, und brachte sie auf einem gemächlichern Wege als sie herauf gekommen waren, in das Thal. »Wir müssen jenen Weg nach Osten vermeiden, sonst möchten wir auf die Räuber stoßen, die des Wegs zurückkommen werden.«

Die Reisenden kamen bald aus dem engen Thale in ein andres, das nach Nordwesten streckte. Das Morgenlicht auf den Bergen wurde nun immer heller, und lies allmählich die grün belaubten Hügel, die den krummen Fuß der Klippen einfaßten, hervorgehn. Die Gewitterwolken hatten sich zertheilt und nur einen heitern Himmel hinterlassen. Das frische Lüftchen und der Anblick des durch den Regen erfrischten Grüns erheiterten Blanken. Bald gieng die Sonne auf, und die träufelnden Felsen mit den Gesträuchen, die ihre Gipfel einfaßten und manches Wäldchen unten funkelten, in

ihrem Strahl. Ein Kreis von Nebel floß längs dem Thale, allein das Lüftchen trieb ihn vor den Reisenden hin und die Sonnenstrahlen zogen ihn allmählich zum Gipfel der Berge hinauf. Sie hatten ohngefähr eine halbe Meile zurückgelegt als St. Foix über äußerste Ermattung klagte. Sie hielten an, um ihm etwas erfrischendes zu geben, und die Träger ruhen zu lassen. Ludovico hatte einige Flaschen ächten spanischen Wein von der Festung mitgenommen, die jetzt eine wahre Herzstärkung nicht nur für St. Foix, sondern für die ganze Gesellschaft waren. Ihm gab es eigentlich nur für den Augenblick Linderung; es nährte das Fieber, das in seinen Adern brannte, und er konnte in seinem Gesichte weder den Schmerz, den er litte, noch den Wunsch unterdrücken, daß sie das Wirthshaus bald erreichen möchten, wo sie die vergangne Nacht zuzubringen sich vorgesetzt hatten.

Während sie so unter dem Schatten der dunkelgrünen Fichten ruhten, bat der Graf Ludovico, ihm kurz zu erzählen, auf welche Art er aus dem nördlichen Zimmer verschwunden, wie er in die Hände der Banditen gekommen sey, und wie er im Stande gewesen, dem Grafen und seiner Familie jetzt einen so wichtigen Dienst zu leisten: denn ihm schrieb er mit Recht ihre gegenwärtige Befreiung zu. Ludovico wollte ihm gehorchen, als sie plötzlich den Wiederhall eines Pistolenschusses aus dem Wege den sie gekommen waren, hörten, und erschrocken aufstanden um eilends ihren Weg fortzusetzen.

Dreizehntes Kapitel

Emilie litt noch immer große Angst um Valancourts Schicksal. Therese hatte endlich einen Boten ausfündig gemacht, dem sie ihre Bestellung an den Verwalter auftragen konnte und ließ ihr sagen, daß er den folgenden Tag zurückkommen würde. Emilie versprach, zu ihr in die Hütte zu kommen, da Therese zu lahm war, um den Weg zu ihr zu machen.

Sie machte sich gegen Abend mit einer traurigen Vorahnung für Valancourt, ganz allein auf den Weg; vielleicht trug der trübe Himmel noch mehr bei, sie nieder zu schlagen. Es war ein grauer Herbstabend gegen das Ende der Jahreszeit, dicker Nebel hüllte die Berge ein und ein scharfes Lüftchen, das zwischen den Buchenwäldern pfiff, bestreute ihren Weg mit einigen der letzten gelben Blätter, die sich im Winde kräuselten, und indem sie das Absterben des Jahres verkündigten, ihrer Seele ein trauriges Bild von Zerstörung gaben und ihr Valancourts Tod anzukündigen schienen. Sie empfand in der That mehr als einmal eine so starke Ahnung davon, daß sie mehrmals im Begriff stand, zurückzukehren, weil sie sich unfähig fühlte, die Bestätigung zu ertragen.

Indem sie traurig weiter gieng, die langen Säulen von Dünsten ansah, die zum Himmel aufstiegen, und die Schwalben beobachtete, die gegen den Wind kämpften, jetzt zwischen stürmischen Wolken verschwanden und dann auf einen Augenblick in Kreisen auf der ruhigen Luft hervorgiengen, glaubte sie die Trübsale und Abwechslungen ihres vergangnen Lebens in diesen vorübergehenden Bildern zu erblicken. So hatte sie das letzte Jahr hindurch auf der stürmischen See des Unglücks gekämpft und nur Zwischenzeiten der Ruhe gekannt, wenn anders eine bloße Verzögerung des Uebels Ruhe genannt werden konnte. Und nun, da sie so vielen Gefahren entkommen, unabhängig von denjenigen, die sie so lange unterdrückten, geworden und in Besitz eines großen Vermögens gekommen war, jetzt, da sie mit Recht Glückseligkeit hätte erwarten können, sah sie sich weiter davon entfernt als je. Sie würde sich selbst der Schwäche und des Undanks angeklagt haben, daß sie das Gefühl des mancherlei Guten, das sie besas, durch das Gefühl eines einzigen Unglücks so ganz überwinden ließ, hätte dies Unglück allein sie gerührt; allein wenn sie Valancourt selbst als lebend beweinte, so hatten sich | Thränen des Mitleids in die des Kummers gemischt, und während sie ein menschliches Wesen beklagte, das zum Laster, und folglich zum Elend herabgesunken war, so heischten Vernunft und Menschlichkeit diese

Thränen und sie hatte noch nicht Stärke genug erlernt, um sie von den Thränen der Liebe zu trennen, in diesen Augenblicken aber war es nicht die Gewißheit seiner Schuld, sondern die Besorgniß seines Todes, eines Todes den sie zwar ohne ihr Verschulden, aber dennoch veranlaßt hatte, die sie so sehr niederbeugte. Diese Furcht stieg, so wie sie dem Mittel, sie zu vergewissern näher kam, und als sie Theresens Hütte liegen sah, war sie so ganz ausser Fassung und von aller Entschlossenheit verlassen, daß sie sich auf einer Bank am Wege niedersetzen mußte. Der Wind, der dumpf zwischen den hohen Zweigen über ihr pfif, schien ihrer melancholischen Einbildungskraft die Töne ferner Klage herbeizuführen und in den Pausen des Sturms währte sie immer den schwachen und fernen Laut der Noth zu hören. Ein aufmerkammers Beobachten überzeugte sie bald, daß dies nur Phantasie war, allein die zunehmende Dunkelheit, die den Tag plötzlich schließen zu wollen schien, mahnte sie, sich fortzugeben und sie gieng mit schwankenden Schritten auf die Hütte zu. Sie sah durchs Fenster die freundliche Flamme eines kleinen Feuers und fand Theresen schon in der Thüre, um sie zu erwarten.

»Es ist ein kühler Abend, Fräulein«, sagte sie. »Die Stürme kommen heran, und ich glaube, daß | Ihnen ein Feuer angenehm seyn würde. Setzen Sie sich doch hier zum Kamin.«

Emilie dankte ihr für diese Aufmerksamkeit, sie sah ihr ins Gesicht, auf welchen das Feuer einen Schimmer warf, und sank, über den Ausdruck desselben so sehr erschrocken, daß sie nicht im Stande war zu sprechen, mit einem Gesichte voll Schmerzens in ihren Stuhl zurück, daß Therese sogleich die Ursache begrif, doch schwieg sie. »Ach«, sagte Emilie endlich, »ich brauche wohl nicht nach dem Erfolg Ihrer Erkundigung zu fragen; ihr Schweigen und dieser Blick erklären es deutlich genug — er ist todt.«

»Ach mein liebes junges Fräulein«, erwiderte Therese mit Thränen in den Augen — »diese Welt ist aus Elend zusammen gesetzt; die Reichen haben so gut ihren Antheil, als die Armen; allein wir alle müssen zu ertragen suchen, was der Himmel auflegt.«

»Er ist also todt!« fiel Emilie ein, »Valancourt ist todt!«
»Ach schon seit vielen Tagen, fürchte ich«, erwiderte Therese.
»Sie fürchtet es«, sagte Emilie, »*fürchtet* sie es wirklich nur?«
»Ach ja Fräulein, ich fürchte es nur allzusehr. Weder der Verwalter noch irgend jemand von der Familie zu Epourville hat von ihm gehört, seit er Languedoc verlies; der Graf ist sehr betrübt seinetwegen, denn er sagte, daß er immer pünktlich im Schreiben gewesen wäre, daß er aber keine Zeile von ihm erhalten hätte, seit er aus Languedoc gereist ist: er wollte vor drey Wochen schon zu Hause seyn, da er aber nichts von sich hat hören und sehen lassen, so fürchten sie, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist. Ach! daß ich so lange leben mußte, um seinen Tod zu beweinen! Ich bin alt und hätte sterben können ohne vermißt zu werden, aber er« — Emilien wurde nicht wohl, sie foderte Wasser; Therese über den Ton ihrer Stimme erschrocken, eilte ihr zu Hülfe und fuhr fort, während sie das Wasser an ihre Lippen hielt. »Mein theuerstes junges Fräulein, ziehen Sie sichs nicht so sehr zu Herzen; vielleicht lebt der Chevalier trotz alle dem, und ist gesund. Lassen Sie uns das beste hoffen!«

»O nein, ich kann nicht hoffen«, sagte Emilie; »mir sind Umstände bekannt, die keine Hoffnung zulassen. Ich befinde mich jetzt besser, und bin nun im Stande zu hören, was Sie zu sagen hat. Ich bitte Sie, erzähle Sie mir alles, was Sie weiß.«

»Erholen Sie sich ein wenig, gnädiges Fräulein, Sie sehn übel aus.«

»O nein Therese, sage Sie mir alles, ich bitte Sie, weil ich noch im Stande bin es zu hören.«

|»Wenn Sie es denn wollen; allein der Verwalter sagte nicht viel, denn Richard meint, er hätte sich gescheut, von Herrn Valancourt zu sprechen; was er erfuhr, war von Gabriel, der es von des Grafen Kammerdiener gehört hat.«

»Was hat er denn gehört?«, fragte Emilie.

»Ja Fräulein, Richard hat ein sehr schlechtes Gedächtniß, und wann ich nicht so viel hin und her gefragt hätte, würde ich wenig erfahren haben. Gabriel und die andern Bedienten sind alle in

großer Angst wegen Herrn Valancourts, denn sie lieben ihn alle wie ihren Bruder, weil er immer so gut gegen sie gewesen ist. Wenn eine arme Familie in Noth gewesen ist, so war er immer der erste zu helfen, wenn gleich gewisse Leute nicht weit von ihm, besser dazu im Stande gewesen wären als er. Und denn, sagte Gabriel, war er so höflich gegen jedermann, und ohngeachtet er ein so hohes Ansehn hatte, befahl er niemals so herrisch als andre vornehme Leute, und wurde deswegen gewis nicht geringer geachtet.« »Nein«, sagte Gabriel, »wir achteten ihn deswegen nur desto mehr und würden alle aufs erste Wort vor ihm durchs Feuer gelaufen seyn, lieber als wenn andre Leute uns der vollen Länge nach befehlen.«

Emilie, die es jetzt nicht mehr für gefährlich hielt, Valancourts Lob anzuhören, machte keinen Versuch, Theresen zu unterbrechen, und hörte ihr, obwohl von | Schmerz überwältigt, aufmerksam zu. »Der Graf«, fuhr Therese fort, »betrübt sich sehr um ihn, umso mehr, weil er kurz vorher etwas hart mit ihm umgegangen seyn soll. Gabriel sagt, er wüßte von des Grafen Kammerdiener, daß Herr Valancourt zu Paris sehr wild gelebt, und viel Geld durchgebracht hätte, mehr als dem Grafen lieb war, denn er liebt das Geld mehr als den armen Herrn Valancourt, der sich zu seinem Unglück hatte verführen lassen. Er soll um dieser Ursache willen zu Paris ins Gefängniß gekommen seyn, und der Graf hat ihn nicht frei machen wollen, und hat gesagt, er verdiente zu büßen; als der alte Georg der Kellner dies gehört hatte, kaufte er sich gleich einen Knotenstock um nach Paris zu gehen, und seinen jungen Herrn zu besuchen; allein Herr Valancourt soll noch eher wieder zu Haus gekommen seyn. Sie haben alle eine große Freude gehabt, ihn wieder zu sehn, aber er soll sehr traurig ausgesehn haben. Der Graf hat ihm sehr kalt begegnet; und er ist bald darauf nach Languedoc gegangen, und seitdem haben sie nichts wieder von ihm gehört.«

Therese hielt inne, und Emilie seufzte tief, die Augen starr und sprachlos auf die Erde geheftet. Nach einer langen Pause fragte sie, was Therese noch weiter gehört hätte. »Doch warum frage ich«, setzte sie hinzu, »weiß ich nicht schon mehr als genug.

O Valancourt, du bist dahin, auf immer dahin, und ich habe dich ermordet!« Diese Worte und der Ausdruck von Ver|zweiflung auf ihrem Gesicht, beunruhigten Theresen, die nun zu fürchten anfieng, daß der Schrecken über die Nachricht Emiliens Sinne angegriffen hätte. »Fassen Sie sich, mein liebes junges Fräulein«, sagte sie, »und sprechen Sie keine so fürchterlichen Worte aus. Sie sollen Herrn Valancourt ermordet haben, bestes Herz!« Emilie antwortete nur mit einem schweren Seufzer.

»Bestes Fräulein! es bricht mir das Herz, Sie so zu sehn; sehn Sie doch nicht so mit den Augen auf die Erde, und so bleich und traurig.« — Emilie schwieg immer still und schien nichts von allem, was gesagt wurde zu hören. »Wer weiß Fräulein«, fieng Therese endlich an, »ob nicht Herr Valancourt doch noch frisch und munter ist.«

Bei seinem Namen schlug Emilie die Augen auf und heftete sie starr auf Theresen, als gäbe sie sich Mühe zu verstehn, was gesagt wurde. »Ja, mein liebes Fräulein«, sagte Therese, die ihre nachdenkende Miene unrecht verstand, »Herr Valancourt ist vielleicht noch frisch und gesund!«

Bei der Wiederholung dieser Worte verstand Emilie ihre Bedeutung, allein statt die gewünschte Wirkung hervorzubringen, schienen sie nur ihren Schmerz zu erhöhen. Sie stand schnell vom Stuhl auf, gieng in dem kleinen Zimmer mit schnellen Schritten auf und ab, seufzte oft tief, schlug in die Hände und schauderte zusammen.

| Therese suchte noch immer mit einfältiger aber wohlgemeinter Liebe sie zu erheitern; sie legte mehr Holz an, schürte es in hellere Flamme, fegte den Kamin ab, rückte den Stuhl, den Emilie verlassen hatte, auf eine wärmere Stelle, und holte dann aus einem Wand-schranke eine Flasche Wein hervor. »Es ist ein kalter, stürmischer Abend, Fräulein, kommen Sie doch näher zum Feuer und trinken Sie ein Glas von diesem Weine. Es wird Sie laben, wie es mich oft gelabt hat, denn es ist kein Wein, wie man alle Tage bekommt; es ist ächter Languedoc, und die letzte von sechs Flaschen, die Herr Valancourt mir schickte, ehe er aus Gasconien nach Paris gieng! Ich habe sie immer als Herzstärkung gebraucht und nie davon

getrunken ohne an ihn zu denken. Ach ich habe oft genug an ihn gedacht, den armen jungen Herrn, denn er gab mir dies doch zur Zuflucht — Gewis ist er bei meinem seeligen Herrn im Himmel, wenn je ein Heiliger darin war.«

Theresens Stimme bebte; sie weinte und stellte die Flasche hin, unvermögend das Glas einzuschenken. Ihr Schmerz schien Emilien von ihrem eignen abzuziehn; sie gieng auf sie zu, stand aber still und wandte sich plötzlich weg, als wenn die Betrachtung sie überwältigte, daß es Valancourt war, um den Therese klagte.

Während sie noch im Zimmer auf und abgieng, hörte man den stillen, sanftern Laut einer Hoboe oder | Flöte sich in den Wind mischen; der süße Ton traf Emiliens Gefühl, sie wurde aufmerksam; die zärtlichen Töne verloren sich im Sturme und kehrten dann mit einem klagenden Ausdruck, der ihr ans Herz drang, zurück.

»Ach« sagte Therese, »das ist unsers Nachbars, Richards Sohn, der auf der Flöte spielt; es ist kläglich genug, eben jetzt solche bewegliche Musik zu hören.« Emilie weinte fort ohne zu antworten. »Weinen Sie doch nicht so junges Fräulein, und trinken Sie ein Glas Wein um dessentwillen, der ihn gab. Kosten Sie ihn um Herrn Valancourts willen, es ist die letzte Flasche.« Emilie setzte zitternd das Glas nieder und brach in lautes Schluchzen aus — ein Klopfen an der Thüre schreckte sie auf. Sie bat Theresen, niemand herein zu lassen, besann sich aber gleich, daß es ihr Bediente seyn würde, den sie nach bestellt hatte, und suchte ihre Thränen zu trocknen, während Therese die Thüre aufmachte.

Eine Stimme, die aussen sprach, machte Emilien aufmerksam. Sie horchte auf, sah nach der Thüre und erkannte bei der hellen Flamme, die vom Feuer schlug — Valancourt!

Bei seinem Anblick sprang Emilie vom Stuhl auf, zitterte, fiel wieder zurück, und verlor das Bewußtseyn von allem was um sie war.

| Ein Geschrei von Theresen sagte nun Valancourt, daß sie ihn erkannte: aber seine Aufmerksamkeit fiel sogleich von ihr auf die Person, die er von einem Stuhle am Feuer fallen sah. Er eilte ihr zu Hülfe und sah, daß er — Emilien aufhob. Ein unbeschreibliches Gefühl

ergrif ihn, so unerwartet den Gegenstand zu treffen, von dem er sich auf ewig getrennt zu haben glaubte; sie nun bleich und leblos in seinen Armen zu sehn — Die innre Angst, womit er sie betrachtete, verwandelte sich sogleich in einen Ausdruck vermischter Freude und Zärtlichkeit, als sie die Augen aufschlug, als sein Auge dem ihrigen begegnete, und er sie wieder aufleben fühlte. Er konnte nur ihren Namen ausrufen und sie vergas in diesen ersten Augenblicken, die auf den Schmerz über seinen vermeinten Tod folgten, jeden Fehler, der ehemals ihren Unwillen erregen mußte — sie sah nur Valancourt, wie er damals erschien, als er ihre erste Liebe gewann und fühlte nur Regungen von Höflichkeit und Freude. Ach! diese waren nur der Sonnenschein einiger kurzen Augenblicke. Bittere Erinnerungen stiegen gleich Donnerwolken vor ihrer Seele auf und verdunkelten das idealische Bild, sie sah wiederum Valancourt — entwürdigt, unwerth der Achtung und Zärtlichkeit, die sie ihm ehemals geschenkt hatte — ihr Geist erbebte, sie zog ihre Hand zurück und wandte sich ab, um ihren Schmerz zu verbergen; während er noch mehr beunruhigt und verlegen, schweigend da stand.

| Ein Gefühl von dem, was sie sich selbst schuldig war, hielt ihre Thränen zurück, und lehrte sie bald die Regungen kämpfender Freude und Schmerzen in ihrem Herzen zu unterdrücken. Sie stand auf, dankte ihm für die Hülfe die er ihr geleistet und sagte Theresen gute Nacht. Als sie die Hütte verließ, bat Valancourt, der plötzlich wie aus einem Traume zu erwachen schien, mit einer Stimme, die dringend um Mitleid flehte, nur um einige Augenblicke Gehör. Emiliens Herz flehte vielleicht eben so stark, allein sie hatte Entschlossenheit genug, diesem Herzen sowohl, als Theresens ungestümen Bitten, daß sie sich nicht allein in der Dunkelheit nach Hause wagen sollte, zu widerstehn, und hatte bereits die Thüre der Hütte geöffnet, als der Abend-Sturm sie nachzugeben zwang.

Still und verlegen kehrte sie zum Feuer zurück, während Valancourt mit steigender Bewegung im Zimmer auf und abgieng, als wünschte und fürchtete er zu sprechen — und Therese ohne Rückhalt ihre Freude und Verwundrung, ihn zu sehen, bezeugte.

»Ach bester gnädiger Herr«, sagte sie, »ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nicht so erschrocken und gefreut. Wir waren in großer Noth ehe Sie kamen, denn wir glaubten, Sie wären todt und sprachen und jammerten eben über Sie, als Sie an die Thüre klopfen. Mein junges Fräulein weinte, als ob ihr das Herz springen wollte.«

| Emilie gab Theresen einen unwilligen Blick, ehe Sie aber etwas sagen konnte, rief Valancourt von dem, was er gehört hatte, durchdrungen aus: »O meine Emilie! bin ich Ihnen würklich noch werth! Haben Sie würklich eine Thräne um mich vergossen? O Himmel! Sie weinen — Sie weinen jetzt!«

»Therese hat Ursache, sich mit Dankbarkeit an Sie zu erinnern, Herr Valancourt« sagte Emilie mit angenommener Zurückhaltung und bemühte sich, ihre Thränen zu unterdrücken, »und sie war sehr bekümmert, weil sie lange nichts von Ihnen gehört hatte. Erlauben Sie mir, Ihnen ebenfalls für die Güte zu danken, die Sie ihr bewiesen haben, und hinzuzusetzen, daß sie nunmehr, da ich selbst an Ort und Stelle bin, keine neue Verpflichtung von Ihnen annehmen darf.«

»Emilie!« sagte Valancourt, der seiner Bewegung nicht länger Herr war, »können Sie so dem Manne begegnen, den Sie einst Ihrer Hand würdig glaubten! — dem so begegnen, der Sie geliebt, um Ihrentwillen so viel gelitten hat! Doch was sage ich? — Verzeihn Sie mir! verzeihn Sie, Fräulein St. Aubert! ich weiß nicht was ich rede. Ich kann keinen Anspruch mehr auf Ihr Andenken machen, ich habe alle Rechte auf Ihre Achtung, auf Ihre Liebe verscherzt. Doch nein, ich kann nicht vergessen, daß ich einst Ihre Neigung besas, obgleich es mein schwerster Kummer ist, zu wissen, daß ich sie verloren habe. Warum sage ich Kummer? das ist ein zu sanfter Name!«

| »Das hör einer doch!« sagte Therese, die Emiliums Antwort zuvor kam. »Sprechen da von *ehmals* lieb gehabt haben. Gewis hat mein liebes junges Fräulein Sie noch jetzt lieber als irgend jemand auf der Welt, wenn sie es gleich läugnen will.«

»Das ist nicht auszuhalten!« sagte Emilie, »Therese, Sie wis nicht was Sie sagt. Wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist, so werden Sie mir die Verlängerung dieses peinlichen Zustandes ersparen.«

»Ich ehre Ihre Ruhe zu sehr, um sie absichtlich zu stören«, erwiderte Valancourt, in dessen Brust Noth und Zärtlichkeit kämpften, »und will nicht so unbescheiden seyn, mich aufzudrängen. Ich wollte Sie um einige Augenblicke Gehör bitten — allein ich weiß wirklich nicht wozu. Sie machen sich nichts mehr aus mir und es würde mich nur noch tiefer herabsetzen, ohne Ihr Mitleid zu erregen, wenn ich Ihnen mein Leiden erzählte. Aber ich bin sehr unglücklich gewesen — ach Emilie ich bin in der That sehr unglücklich!« — setzte er mit einer von Schmerz wieder weich gemachten Stimme hinzu.

»Was, mein bester junger Herr wollte in diesem argen Regen heraus gehn«, sagte Therese. »Nein, nicht einen Schritt. Wie doch vornehme Leute ihr Glück so von sich stoßen können! Wenn sie geringe Menschen wären, so würde alles dies nicht seyn. Von Unwürdigkeit zu reden, und sich nicht um einander zu bekümmern, da ich doch weiß, daß kein so gutherziger Herr und Fräulein in der ganzen Provinz sind — keine, die sich nur halb so sehr lieben, wenn man die Wahrheit sagen soll.«

Emilie stand im höchsten Verdrusse von ihrem Stuhl auf. »Ich muß gehn«, sagte sie, »der Sturm ist vorüber.«

»Bleiben Sie Emilie, bleiben Sie, Fräulein St. Aubert«, sagte Valancourt, alle seine Entschlossenheit aufbietend. »Ich will Sie nicht länger mit meiner Gegenwart quälen. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nicht früher gehorcht, und wenn Sie können, so bemitleiden Sie zuweilen einen Menschen, der mit Ihnen alle Hoffnung auf Ruhe und Glück verloren hat. Mögen Sie glücklich seyn, Emilie, so elend ich auch bleibe, so glücklich, wie meine heissesten Wünsche es ersehnen.«

Er stammelte bei den letzten Worten und sein Gesicht veränderte sich, während er mit einem Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und Schmerzens sie einen Augenblick anstaute und denn die Hütte verlies.

»Lieber Himmel«, rief Therese und folgte ihm an die Thüre, »Herr Valancourt es regnet ja! Was ist das für eine Nacht, um ihn heraus zu stoßen! Es wird ihnen gewiß den Tod bringen, und bis jetzt haben Sie über seinen vermeinten Tod geweint. Man mag wohl sagen, daß junge Frauenzimmer sich in einer Minute verändern, wie man eine Hand umdreht!«

| Emilie gab keine Antwort, denn Sie hörte nicht was gesprochen wurde; sie sas im Kummer und Nachdenken verloren auf ihrem Stuhl beim Feuer und ihre starren Augen sahen noch immer Valancourts Bild.

»Herr Valancourt hat sich sehr zu seinem Nachtheil verändert, Fräulein«, sagte Therese: »er sieht so mager und so niedergeschlagen aus gegen sonst, und trägt seinen Arm in einer Binde.«

Emilie sah bei diesen Worten auf, sie hatte den letzten Umstand nicht bemerkt, und zweifelte nun nicht länger, daß Valancourt den Schuß von ihrem Gärtner zu Thoulouse erhalten hätte. Mit dieser Ueberzeugung kehrte ihr Mitleid für ihn zurück und sie machte sich selbst Vorwürfe, ihn während des Gewitters aus der Hütte gelassen zu haben.

Bald darauf kam Emiliens Bedienter mit dem Wagen, sie verwies Theresen noch ihr unbedachtsames Reden gegen Valancourt, band ihr scharf ein, sich nie wieder Winke solcher Art gegen ihn entfallen zu lassen, und begab sich traurig und gedankenvoll nach Hause.

Valancourt war nach einem kleinen Wirthshause im Dorfe zurückgekehrt, wo er nur wenige Minuten vor seinem Besuch in Theresens Hütte, von seiner Reise von Thoulouse nach dem Gute des Grafen Duvarney angelangt war. Er war noch nicht dort gewesen seit er Emilien zu Chateau Le Blanc Lebewohl | sagte. Er zögerte noch lange in der Nachbarschaft und konnte sich nicht entschließen einen Ort zu verlassen, der den theuersten Gegenstand seines Herzens in sich schloß. Es gab in der That Augenblicke, wo Schmerz und Verzweiflung ihm eingaben, wiederum vor Emilien zu erscheinen, und seiner zerrütteten Umstände ungeachtet, seine Bewerbung zu erneuern. Noth aber und die Zärtlichkeit seiner

Liebe, die den Gedanken nicht ertragen konnte, sie mit in sein Unglück zu verwickeln, siegte endlich so weit über seine Leidenschaft, daß er diesen verzweifelten Vorsatz aufgab, und Chateau Le Blanc verließ. Seine Phantasie aber wandelte noch immer zwischen den Szenen seiner frühern Liebe, und auf seinem Wege nach Gasconien, machte er einen Stillstand zu Thoulouse, wo er noch verweilte, als Emilie ankam, und seine Schwermuth in dem Garten, wo er ehemals so viele glückliche Stunden mit ihr hingebracht hatte, verberg und nährte. Oft dachte er mit fruchtlosen Kummer an den Abend vor ihrer Abreise zurück, wo sie ihn so unerwartet auf der Terrasse sah, und suchte jedes Wort, jeden Blick, der ihn damals bezauberte, in sein Gedächtniß zurückzurufen; die Gründe, womit er sie von der Reise abzuhalten suchte, die Zärtlichkeit ihres letzten Lebewohls. In solchen melancholischen Träumereyen war er versunken, als Emilie ihm unerwartet den Abend nach ihrer Ankunft zu Thoulouse auf eben dieser Terrasse erschien. So groß auch seine Bewegung war, überwand er doch die erste Eingebung der Liebe so weit, daß er sich enthielt sich ihr zu erkennen zu geben, | und plötzlich den Garten verließ. Allein immer noch schwebte die Erscheinung, die er gesehn hatte, vor seiner Seele; er fühlte sich unglücklicher als zuvor und der einzige Trost seines Kummers war, in der Stille der Nacht dahin zurückzukehren — der Spur zu folgen, die ihr Fuß den Tag über eingedrückt hatte, und die Wohnung, wo sie ruhte, zu bewachen. Auf einer dieser traurigen Wanderungen, verwundete ihn der Gärtner, der ihn für einen Räuber hielt, in den Arm und er wurde dadurch unter den Händen eines Wundarztes, so lange in Thoulouse aufgehalten, ohne auf sich selbst zu achten, ohne sich um seine Freunde zu bekümmern, deren unfreundliches Betragen ihn glauben ließ, daß ihnen sein Schicksal gleichgültig wäre, blieb er ohne sie von seinem Zustande zu benachrichtigen. Sobald er wieder so weit hergestellt war, um die Reise unternemen zu können gieng er auf seinem Wege nach Esturain über La Vallée, theils um von Emilien zu hören und ihr wieder nahe zu seyn, theils um sich nach dem Zustande der alten Therese zu erkundigen,

deren kleine Pension man wie er vermutete, eingezogen hatte; diese Nachfrage brachte ihn in die Hütte, wo er so unerwartet Emilien fand.

Diese überraschende Zusammenkunft, die ihm zugleich die Zärtlichkeit ihrer Liebe, und die Stärke ihrer Entschlossenheit sehn lies, erneuerte alle Bitterkeit der Verzweiflung, die er bei ihrer vorigen Trennung empfand, und die keine Anstrengung der Vernunft ihn in diesen | Augenblicken zu überwinden lehren konnte. Ihr Bild, ihr Blick, der Ton ihrer Stimme, stand eben so lebendig vor seiner Phantasie, als sie seinen Sinnen erschienen waren, und verbannte aus seinem Herzen jedes andre Gefühl ausser dem der Liebe und Verzweiflung.

Er gieng noch denselben Abend in Theresens Hütte zurück, um von Emilien reden zu hören, und an dem Orte zu seyn, wo sie so kürzlich gewesen war. Die Freude der alten Therese, ihn wieder zu sehn, verwandelte sich sogleich in Kummer, als sie bald seinen wilden, irrenden Blick und dann wieder die düstre Schwermuth auf seinem Gesichte sah.

Nachdem er lange ihren Erzählungen von Emilien zugehört hatte, gab er ihr beinahe alles Geld, das er bei sich trug, so sehr sie sich auch weigerte es anzunehmen, weil Emilie sie mit allem versorgt hätte. Er zog darauf noch einen Ring von Werthe von seinem Finger und trug ihr feierlich auf, ihn Emilien zu geben, und als die letzte Gunst von ihr zu erbitten, daß sie ihn um seinetwillen behalten, und sich dabei zu Zeiten des unglücklichen Gebers erinnern möchte.

Therese weinte als sie den Ring erhielt, aber mehr aus Sympathie als aus Vorahnung eines Uebels. Ehe sie noch antworten konnte, verließ Valancourt schnell die Hütte. Sie folgte ihm bis an die Thüre, rief ihn bei Namen und bat ihn zurückzukehren; allein sie erhielt keine Antwort und sah ihn nicht wieder.

Vierzehntes Kapitel

Am folgenden Morgen, als Emilie in dem Zimmer an der Bibliothek sass und über der Scene der vergangenen Nacht brütete, stürzte Annette wild ins Zimmer und sank athemlos in einen Stuhl. Es dauerte einige Zeit, ehe sie auf Emiliens ängstliche Fragen über die Ursache ihrer Bewegung antworten konnte: endlich aber rief sie: »ich habe seinen Geist gesehn, Fräulein, seinen Geist!«

»Von wem sprichst du«, sagte Emilie mit äusserster Ungeduld.

»Es kam vom Saal herein, Fräulein«, fuhr Annette fort, »als ich durchs Zimmer gieng.«

»Von wem sprichst du denn«, wiederholte Emilie, »wer kam aus dem Saale?«

| »Er war gerade so gekleidet, als ich ihn zuletzt gesehn habe«, setzte Annette hinzu. »Ach wer hätte denken sollen.« —

Emiliens Geduld war nun am Ende, und sie war im Begriff ihrem Mädchen ihre thörigten Einbildungen zu verweisen, als ein Bedienter ins Zimmer trat, und ihr sagte, daß ein Fremder mit ihr zu sprechen wünschte.

Es fiel Emilien sogleich ein, daß dieser Fremde Valancourt seyn würde, und sie ließ durch den Bedienten zurück sagen, daß sie beschäftigt wäre und keinen Besuch annehmen könne.

Der Bediente kam wieder zurück und sagte, der Fremde hätte etwas von Wichtigkeit vorzutragen, worauf Annette, die bisher stumm und staunend da gesessen hatte, aufsprang und rief: »es ist Ludovico!« wobei sie aus dem Zimmer stürzte. Emilie befahl dem Bedienten, ihr zu folgen, und wenn es wirklich Ludovico wäre, ihn herein zu führen.

In wenig Minuten erschien Ludovico, von Annetten begleitet, die in der Freude ihres Herzens alle Regeln des Wohlstandes gegen ihre Gebieterin so ganz vergas, daß sie niemand anders zu Worte kommen ließ. Emilie bezeugte ihre Verwundrung und Freude, Ludovico wohlbehalten zu sehn, und die ersten Empfindungen erhöhten sich, als er Briefe von dem Grafen Villefort und Blanken brachte, worin

sie ihr letztes Abentheuer und ihre Lage in einem Gasthofe zwischen | den Pyrenäen beschrieben, wo sie durch des Herrn St. Foix Krankheit und durch Blankens Unpäslichkeit aufgehalten waren. Blanka setzte hinzu, daß der Baron St. Foix eben angekommen sey, um seinen Sohn auf sein Schloß abzuholen, wo er bis zur völligen Genesung von seinen Wunden bleiben und dann nach Languedoc zurückkommen sollte; daß aber sie und ihr Vater den folgenden Tag zu La Vallée zu seyn dächte. Sie schrieb noch, daß man auf Emiliens Gegenwart bei der Hochzeit rechnete, und bat, sie möchte sich bereit machen, in einigen Tagen mit nach Chateau Le Blanc zu gehn. Was Ludovicos Abentheuer betraf, verwies sie Emilien auf ihn selbst; allein so neugierig auch diese auf die Erzählung war, versagte sie sich doch die Befriedigung bis er einige Erfrischung zu sich genommen, und sich gegen Annetten ausgeplaudert hatte, deren Freude ihn lebendig vor sich zu sehn, nicht größer hätte seyn können, wenn er aus dem Grabe gestiegen wäre.

Emilie las unterdessen die Briefe ihrer Freunde, deren Aeussung der Achtung und Freundschaft ihren durch den letztern Auftritt zu schärfern Empfindungen des Kammers aufgeregten Herzen ein heilsamer Trost war. Sie konnte die Einladung nach Chateau Le Blanc nicht ausschlagen, so gerne sie auch in den ruhigen Schatten ihrer väterlichen Heimath geblieben wäre, doch glaubte sie auch zuweilen, daß die Veränderung der Scene und die Gesellschaft ihrer Freunde mehr als die Einsamkeit zur Wiederherstellung ihrer Ruhe beitragen würde.

| Als Ludovico wieder erschien, bat sie ihn, ihr sein Abentheuer in dem nördlichen Zimmer zu erzählen und ihr zu sagen, auf welche Art er ein Geferte der Banditen geworden war, bei denen der Graf ihn gefunden hatte.

»Sie werden sich erinnern, Madame«, sagte er, »daß in der Nacht, als ich im nördlichen Zimmer wachte, der Graf und sein Sohn mich dahin begleiteten, und daß so lange sie blieben, nicht das mindeste vorfiel. So wie sie fort waren, machte ich mir Feuer und las; ich hatte wohl eine Stunde gesessen, als ich ein Geräusch hörte, und mich

rings im Zimmer umsah. Da ich aber nichts weiter merkte, fieng ich wieder an zu lesen und als meine Geschichte zu Ende war, fühlte ich mich schläfrig und nickte ein. Sogleich aber wurde ich durch das Geräusch, das ich zuvor gehört hatte, aufgeweckt; es schien aus der Gegend des Zimmers, wo das Bette stand, zu kommen, und es sey nun daß die Geschichte, die ich gelesen, einen solchen Eindruck auf mich gemacht, oder daß die seltsamen Gerüchte, die man von diesen Zimmern sagte, sich mir eingepägt hatten, genug als ich wieder nach dem Bette sah, glaubte ich ein menschliches Gesicht zwischen den dunkeln Vorhängen zu erblicken.«

Bei dieser Erwähnung zitterte Emilie und sah sich ängstlich um, weil sie sich an den Anblick erinnerte, den sie selbst mit Dorotheen dort angesehen hatte.

| »Ich bekenne«, fuhr Ludovico fort, »daß mich in diesem Augenblicke der Muth verließ, allein ein erneuetes Geräusch zog sogleich meine Aufmerksamkeit von dem Bette ab, und ich hörte deutlich einen Ton, wie das Umdrehn eines Schlüssels im Schlosse, konnte aber zu meinem noch größern Erstaunen keine Thüre gewahr werden, wo der Ton herzukommen schien. Im nächsten Augenblick aber wurde der Vorhang am Bette langsam aufgehoben, und es erschien eine Person dahinter, die aus einer kleinen Thüre in der Wand herein kam. Er stand einen Augenblick als wenn er sich zurückziehen wollte; den Kopf unter den Vorhang gebückt, der den obern Theil seines Gesichts verdeckte, so daß nur die Augen hervorblickten; als er ihn aber höher aufhob, sah ich das Gesicht eines andern Mannes, der hinter ihm stand, und ihm über die Schulter sah. Ich weiß nicht wie es war, allein obgleich mein Degen vor mir auf dem Tische lag, hatte ich nicht die Kraft darnach zu greifen, sondern sas ruhig still und beobachtete sie mit halb geschlossenen Augen als ob ich schlief. Sie mußten es auch wohl wirklich glauben, und überlegten, was sie thun sollten, denn ich hörte sie flüstern und sah, daß sie wohl eine Minute in derselben Stellung blieben, dann aber schien es mir, als wenn ich noch mehr Gesichter in der Dunkelheit hinter der Thüre erblickte, und lauter Flüstern hörte. Sie ließen mich wegen ihrer

Absicht nicht lange in Zweifel. Sie drangen alle ins Zimmer, und umringten mich, doch hatte ich vorher mein Schwerdt ergriffen, um mich zu vertheidigen. | Aber was vermochte Einer gegen Viere! Sie entwafneten mich bald, und nachdem sie mich gebunden und mir den Mund verstopft hatten, schleppten sie mich durch die geheime Thüre; mein Schwerdt ließen sie auf dem Tische liegen, um wie sie sagten, denjenigen die den andern Morgen herein kommen würden, um nach mir zu sehn, gegen die Gespenster fechten zu helfen. Sie führten mich darauf durch viele enge Gänge, die wie ich glaube, in den Mauren gehauen waren, denn ich habe sie nie vorher gesehn, und verschiedne Stufen herab, bis wir in die Gewölbe unter dem Schlosse kamen. Hier öffneten sie eine steinerne Thüre, die ich für die Mauer selbst würde gehalten haben, wir giengen noch durch einen langen Gang und einige andre Stufen in den harten Felsen herunter, wo eine andre Thüre uns in eine Höle brachte. Nachdem wir uns eine zeitlang hindurch gewunden hatten, befand ich mich am Seeufer, am Fuße der Klippen und sah das Schloß über mir. Unten wartete ein Boot, wo die Kerls hinein sprangen und mich mit sich nahmen. Wir erreichten bald ein kleines Schiff, das vor Anker lag. Hier erschienen andre Menschen, die mich an Bord nahmen. Zweie von den Leuten, die mich ergriffen hatten, folgten, und die andern ruderten ans Ufer zurück, während wir unter Seegel giengen. Ich machte bald ausfündig, was dies alles bedeutete, und was für Geschäfte diese Leute im Schlosse trieben. Wir landeten in Roussillon und nachdem wir einige Tage am Ufer verweilt hatten, kamen einige von ihren Kameraden die Berge herab, | und schleppten mich mit sich nach der Festung, wo ich blieb, bis der Graf so unerwartet ankam: denn sie hatten gut dafür gesorgt, mir das Weglaufen unterwegs zu benehmen, indem sie mir die Augen verbanden. Allein auch ohne diese Vorsicht würde ich wohl schwerlich durch das wilde Land, das wir durchstreiften, mich nach einer Stadt zurecht gefunden haben. In der Festung wurde ich wie ein Gefangner bewacht, und durfte nie ohne Begleitung herausgehn, so daß ich des Lebens so überdrüssig ward, daß ich mir es oft zu nehmen wünschte.«

Emilie fragte nun, aus welcher Ursache denn diese Leute ihn mit fortgenommen hätten.

»Ich entdeckte bald«, erwiderte Ludovico, »daß sie Seeräuber waren, die viele Jahre lang ihren Raub in den Gewölben des Schlosses verborgen hatten, das seiner Lage an der See wegen, so bequem zu ihrer Absicht war. Um alle Entdeckung vorzubeugen, hatten sie den Glauben zu verbreiten gesucht, daß es im Schlosse spüke, und da sie den geheimen Weg nach den nördlichen Zimmern, die seit dem Tode der Marquise verschlossen blieben, entdeckt hatten, gelang es ihnen leicht. Die Haushälterin und ihr Mann, die einzigen Personen, die seit einigen Jahren das Schloß bewohnten, wurden durch das seltsame Geräusch, das sie in der Nacht hörten, so erschreckt, daß sie nicht länger darinn bleiben wollten. Das Gerücht wurde in der | ganzen Gegend um so leichter geglaubt, weil es hieß, daß die verstorbene Marquise auf eine besondere Art ums Leben gekommen sey, und weil der Marquis nach der Zeit nie wieder auf das Schloß zurückkehren wollte.«

»Aber warum begnügten sich diese Seeräuber nicht mit der Höhle«, sagte Emilie; »warum fanden sie es nöthig, ihren Raub in dem Schlosse nieder zu legen?«

»Die Höhle, mein Fräulein, war jedermann offen«, erwiderte Ludovico, »und sie würden nicht lange unentdeckt darin geblieben seyn, in den Gewölben aber waren sie sicher, so lange das Gerücht, daß es nicht richtig darin zugienge, Glauben fand. So scheint es auch, daß sie um Mitternacht die Beute, die sie auf der See machten, herein brachten und sie so lange verwahrten, bis sie Gelegenheit fanden, sie vortheilhaft los zu werden. Die Seeräuber standen in Verbindung mit Spanischen Schleichhändlern und Banditen, die in den Wildnissen der Pyrenäen hausen und mancherlei Arten von Handel führen, woran niemand denkt, und bei dieser desperaten Bande mußte ich bleiben, bis der Graf ankam. Ich werde nie vergessen, was ich fühlte, als ich ihn zuerst entdeckte — ich gab ihn beinahe verloren; allein ich wußte, daß wenn ich mich sehnen ließe, die Banditen ihn erkennen und uns alle ermorden würden,

um zu verhüten, daß ihr Geheimniß im Schlosse nicht an den Tag käme. Ich hielt mich also dem Grafen aus dem Gesicht, ließ aber die Räuber | nicht aus den Augen und beschloß, wenn sie ihm oder seiner Familie Gewalt drohten, mich zu erkennen zu geben und für unser Leben zu fechten. Bald darauf hörte ich, daß sie einen teuflischen Plan anlegten, die ganze Gesellschaft zu ermorden und zu berauben; ich fand nun Mittel mit einem von des Grafen Bedienten zu sprechen, sagte ihm was vorgieng, und gieng mit ihm zu Rathe, was zu machen wäre. Unterdessen fragte der Graf nach Blanken, deren Abwesenheit ihn beunruhigte; er verlangte sie zu sehn, und da die Banditen ihm unbefriedigende Antworten gaben, wurden der Graf und Herr St. Foix wüthend, so daß wir es nun für Zeit hielten, den Anschlag zu entdecken. Wir liefen ins Zimmer, ich rief: Verrätherei! Herr Graf! vertheidigen Sie sich! — der Graf und der Chevalier zogen sogleich die Degen und wir hatten einen harten Kampf, siegten aber doch am Ende, wie Sie, mein Fräulein aus dem Brief des Grafen bereits gesehn haben.«

»Das ist ein ganz ausserordentliches Abenteuer«, sagte Emilie, »und ich muß Ludovicos Klugheit und Unerschrockenheit das größte Lob beilegen. Doch kann ich mir verschiednes in den nördlichen Zimmern nicht recht erklären. Haben die Banditen wohl nie etwas besonders von diesen Zimmern erzählt?«

»Nein gnädiges Fräulein; ich hörte sie nie von den Zimmern sprechen, ausser um über die Leichtgläubigkeit der alten Haushälterin zu lachen, die einmal nahe dabei war, einen von den Seeräubern zu fangen.«

| Eine Röthe überzog Emiliens Wange und sie bat Ludovico ungeduldig, sich zu erklären.

»Als der Räuber eines Nachts im Schlafzimmer war, hörte er jemand durchs andre Zimmer heran kommen, und da er nicht Zeit hatte, durch die Thüre zu entkommen, verbarg er sich geschwind in dem Bette. Hier lag er eine Weile in eben so großer Angst glaube ich als diejenigen die ihn sahn. Gleich darauf kam die Haushälterin mit noch jemand an das Bette, er glaubte, daß sie kämen um zu

untersuchen und, daß er sich nicht anders retten könnte, als wenn er sie durch Schrecken zu verjagen suchte. Er hob die Decke in die Höhe, und als das noch nicht genug war, steckte er das Gesicht heraus, worauf sie beyde davon liefen, als wenn sie den Teufel gesehn hätten, sagte er, so daß er glücklich aus dem Zimmer kam.«

Emilie konnte sich nicht enthalten, über diese Erklärung des Betrugs zu lächeln, der ihr ein so abergläubiges Schrecken verursacht hatte. Es war ihr ein neuer Beweis, welchen Eindruck Kleinigkeiten auf ein Gemüth machen können, das sich einmal von einem Glauben an das übernatürliche hat hinreißen lassen. Doch erinnerte sie sich noch immer mit Schauer der nächtlichen geheimnißvollen Musik, die sich bei Chateau Le Blanc hören ließ, und fragte Ludovico, ob er keine Erklärung darüber geben könnte.

| »Ich weiß nur, daß die Banditen keinen Antheil daran haben: denn ich habe sie darüber lachen und sagen hören, daß sie glauben, der Teufel treibe dort sein Spiel.«

»Aber ich wundre mich nur, Ludovico«, sagte Emilie, »daß diese Seeräuber noch nach der Ankunft des Grafen ihr Wesen forttrieben. Sie mußten doch am Ende entdeckt zu werden fürchten.«

»Ich habe Ursach zu glauben, Fräulein«, erwiederte Ludovico, »daß sie nur so lange bleiben wollten, um ihre Magazine aus den Gewölben fortzuschaffen; da sie aber nur wenige Stunden in der Nacht dazu verwenden konnten, und zu eben der Zeit noch andre Dinge im Schilde führten, so waren die Gewölbe noch nicht halb erledigt, als sie mich wegnahmen. Sie triumphirten gewaltig über diese glückliche Gelegenheit, die abergläubigen Gerüchte, die von den nördlichen Zimmern verbreitet waren, zu bestärken, trugen Sorge, alles so zu lassen, wie sie es gefunden hatten, um den Betrug desto mehr zu befördern, und weideten sich herzlich an der Bestürzung, worin alle Einwohner des Schlosses über mein Verschwinden gerathen würden. Von dieser Zeit an betrachteten sie das Schloß beinahe als ihr Eigenthum, doch hörte ich aus den Reden ihrer Kameraden, daß sie einmal nach der Zeit nahe dabey waren, sich zu verrathen. Da sie eines Nachts wie gewöhnlich, in die nördlichen

Zimmer gehn wollten, | um das Geräusch zu wiederholen, das solchen Aufruhr unter den Bedienten verursachte, hörten sie in dem Schlafzimmer reden. Der Graf hat mir nachher erzählt, daß er und Heinrich damals im Zimmer waren, und daß sie ein seltsames Winseln hörten, das diese Kerls in ihrer gewöhnlichen Absicht zu erschrecken, aussen vor der Thüre machten. Der Graf gesteht, daß er damals wirklich mehr als Befremdung gefühlt hat; weil es aber für die Ruhe seiner Familie nothwendig war, nichts davon zu erwähnen, so schwieg er, und schärfte auch seinem Sohne Still-schweigen ein.«

Emilie begrif nun, warum der Graf den Tag nach seiner Nacht-wache in diesen Zimmern so verändert war. Sie fragte Ludovico noch um einige Umstände und schickte ihn dann fort, um zu der Aufnahme ihrer Freunde auf den folgenden Tag Anstalt zu treffen.

Gegend Abend kam Therese, so lahm sie auch war, um den Ring zu überbringen, den Valancourt ihr anvertraut hatte. Emilie wurde tief gerührt, als sie ihn empfing, denn sie erinnerte sich, daß sie ihn oft in glücklichern Tagen bei ihm gesehn hatte. Doch war sie unwillig, daß Therese ihn angenommen hatte, und weigerte sich durchaus ihn zu nehmen, so ein trauriges Vergnügen es ihr auch gemacht haben würde. Therese bat, stellte vor, beschrieb Valancourts Betrübniß, als er ihr den Ring gegeben hatte, und wiederholte, was er ihr dabei zu sagen auftrug. Emilie konnte ihre | Rührung nicht verbergen; sie weinte und blieb in Gedanken verloren.

»Ach mein liebes junges Fräulein«, erwiderte Therese »warum das alles? Ich habe Sie von Kindheit auf gekannt, und es liegt mir gewis so sehr am Herzen, Sie glücklich zu sehn, als wenn Sie mein eignes Kind wären. Herrn Valancourt habe ich freilich nicht so lange gekannt, aber ich habe doch Ursache, auch ihn als meinen Sohn zu lieben. Ich weiß, wie gut Sie einander sind, warum sonst alle dies Weinen und Klagen!« Emilie winkte Theresen mit der Hand, aber diese fuhr fort ohne darauf zu achten. »Und wie ähnlich sind Sie doch einander in Ihrem Wesen und Betragen. Sie würden gewiß das glücklichste Paar in der ganzen Provinz seyn, wenn Sie

verheyrathet wären, was hält Sie doch davon ab. Lieber Gott, wenn man so mit ansehen muß, wie die Leute ihr Glück von sich stoßen, und dann weinen und jammern, als wenn es nicht ihre eigne Schuld wäre, und als wenn sie mehr Freude an Weinen und Klagen als an ruhigem Glücke fänden. Es ist gewis eine schöne Sache um die Gelehrsamkeit, wenn aber die Leute nichts bessers daraus lernen, so mag ich schon lieber ungelehrt seyn.«

Alter und lange Dienste hatten Theresen ein Recht gegeben, zu sprechen, allein Emilie suchte doch nun ihrer Redseeligkeit Einhalt zu thun, und obwohl | sie die Richtigkeit einiger ihrer Bemerkungen fühlte, fand sie doch nicht für gut, sich über die Ursachen zu erklären, die sie zur Trennung von Valancourt bewogen hatten. Sie sagte nur zu Theresen, daß es ihr sehr unangenehm seyn würde, wenn dieses Gespräch erneuert würde, daß sie Ursachen hätte, so zu handeln, die sie nicht sagen könnte, und daß der Ring mit der Antwort, daß sie ihn schicklicher Weise nicht annehmen könnte, zurückgegeben werden müßte. Zugleich verbot sie Theresen, wenn ihr etwas an ihrer Freundschaft und Zuneigung läge, nie eine Bestellung von Valancourt wieder auszurichten. Therese war betrübt und machte noch einen kleinen Versuch, sie günstiger für Valancourt zu stimmen, allein Emiliens unwillige Miene brachte sie bald zum Schweigen, und sie gieng voll Verwundrung und Betrübniß fort.

Um sich einigermaßen von den schmerzhaften Erinnerungen, die sich ihr aufdrängten, zu befreien, beschäftigte sich Emilie mit Zurüstungen zu ihrer Reise nach Languedoc. Annette, die ihr dabei half, sprach mit solcher Freude und Zärtlichkeit von Ludovicos glücklicher Zurückkunft, daß Emilie bei sich selbst überlegte, wie sie am besten ihr Glück befördern könnte. Sie nahm sich vor, wenn sie seine Neigung eben so unverändert fände, als die Neigung des einfältigen aber ehrlichen Mädgens, ihr eine Aussteuer zu geben und sie auf einem ihrer Güter ansäßig zu machen. Sie erinnerte sich dabey an ihres Vaters Erbgüter, die | er kurz vor seinem Tode an Herrn Quesnel verkaufen mußte, und die sie so oft wieder zu bekommen gewünscht hatte, weil St. Aubert immer beklagt hatte,

daß die besten Besitzungen seiner Vorfahren, sein Geburtsort, und Aufenthalt seiner frühern Jahre einer fremden Familie zugefallen wären. Für das Gut zu Thoulouse hatte sie keine besondere Anhänglichkeit, und wünschte, es los zu werden, um ihre väterlichen Güter dafür kaufen zu können, wofern Herr Quesnel sich bewegen ließe, sich davon zu trennen, welches nicht unwahrscheinlich war, da er immer davon sprach, in Italien zu leben.

Fünfzehntes Kapitel

Am folgenden Tage heiterte die Ankunft ihrer Freunde die trauernde Emilie wieder auf und La Vallée wurde noch einmal der Aufenthalt geselliger Freude und Gastfreiheit. Unpäslichkeit und Schrecken hatten Blanken vieles von ihrer Munterkeit geraubt, doch hatte sie alle einnehmende Simplicität behalten, und war nicht minder reizend als zuvor, ob sie gleich weniger blühend schien. Das unglückliche Abentheuer auf den Pyrenäen machte, daß der Graf sehulich wünschte, seine Heymath zu erreichen, er hielt sich nicht viel über eine Woche bei Emilien auf und sie begleitete ihn dann nach Languedoc, indem sie die Sorge für ihr Haus während ihrer Abwesenheit Theresen übertrug. Am Abend vor ihrer Abreise brachte die treue Alte nochmals den Ring von Valancourt und bat ihr Fräulein mit Thränen, ihn doch anzunehmen, denn sie hätte seit dem Abend, wo Valancourt ihn ihr gegeben, nichts von ihm gesehn, | und gehört. Ihr Gesicht drückte bei diesen Worten mehr Besorgnis aus als sie zu äussern wagte; allein Emilie unterdrückte ihre eigne Geneigtheit zu fürchten weg, daß er wahrscheinlich zu seines Bruders Aufenthalt zurückgekehrt sey und befahl Theresen den Ring aufzubewahren, bis sie ihn sah, welches diese äusserst ungeru zu thun versprach.

Am andern Tage verließ der Graf von Villefort mit Emilien und Blanken La Vallée und erreichte den folgenden Abend Chateau Le Blanc, wo der Graf, Heinrich, und Herr Dúpont, den Emilie zu

ihrer Verwundrung daselbst fand, sie mit vieler Freude und Glückwünsungen empfiengen. Sie bemerkte mit Misvergnügen, daß der Graf die Hofnungen seines Freundes noch immer begünstigte, dessen Gesicht verrieth, daß seine Neigung durch die Abwesenheit nicht geschwächt worden war. Den zweiten Nachmittag nach ihrer Ankunft, suchte der Graf auf einem Spatziergange Gelegenheit, das Gespräch auf Herrn Dúponts Hoffnungen zu bringen. Die Gelassenheit, womit sie zuerst seine Vorstellungen anhörte, hintergieng ihn; er fieng an zu glauben, daß ihre Neigung für Valancourt überwunden, und sie endlich geneigt sey, günstig von Herrn Dúpont zu denken. Als sie ihn darauf von seinem Irrthum belehrte, wagte er im Eifer seines Wunsches, die vermeinte Glückseeligkeit zweier Menschen, die er so sehr schätzte, zu befördern, ihr sanft zu verweisen, daß sie durch eine unwürdig verschenkte Leidenschaft das Glück ihrer besten Jahre vergiften ließe.

| Da er ihr Stillschweigen und tiefe Niedergeschlagenheit bemerkte, schloß er mit den Worten: »Ich will jetzt nichts weiter sagen, aber ich hoffe, mein theures Fräulein St. Aubert, daß sie nicht für immer einen so wahrhaft schätzbaren Mann als meinen Freund Dúpont verwerfen werden.«

Er ersparte ihr die Mühe zu antworten, und verließ sie etwas unwillig, daß der Graf so hartnäckig für eine Bewerbung sprach, die sie zu wiederholten malen abgeschlagen hatte. Versteckt in die traurigen Betrachtungen, die durch dieses Gespräch in ihr erneuert waren, schlenderte sie fort, bis sie ohne es zu wissen, das Ende des Waldes erreicht hatte, der das St. Claren-Kloster einschloß. Sie beschloß nun, ihren Spatziergang noch etwas weiter auszudehnen, und sich nach der Aebtissin und einigen ihrer Freundinnen im Kloster zu erkundigen.

Sie fand das Sprachzimmer leer, da aber die Abendglocke geläutet wurde, glaubte sie, die Nonnen hätten sich in die Kapelle begeben, und setzte sich einen Augenblick um zu ruhen, ehe sie nach dem Schlosse zurückgieng, wohin die einbrechende Dämmerung sie zu eilen mahnte.

Es waren kaum einige Minuten verstrichen, als eine Nonne eilends herein trat, und nach der Aebtissin fragte. Sie wollte wieder herausgehn, ohne Emilien zu bemerken, als diese sich zu erkennen gab und nun | erfuhr, daß eine Messe für Schwester Agnes gehalten werden sollte, die seit einiger Zeit sehr gekränkelt hätte, und nun dem Tode nahe sey.

Die Schwester machte eine schreckliche Beschreibung von Agnes Leiden und von ihren heftigen Anfällen, die jetzt einer so tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht hatten, daß weder die Gebete ihrer Schwestern noch das Zureden ihres Beichtvaters ihre Seele nur auf einen Augenblick mit einem Strahle des Trostes erheitern konnten.

Emilie hörte diese Erzählung mit theilnehmender Betrübniß an, doch war es zu spät, um sie zu besuchen, oder der Messe beizuwohnen, sie verließ das Kloster nachdem sie der Nonne viele herzliche Grüße an ihre alten Freundinnen aufgetragen hatte, und kehrte voll Nachdenken über die Klippen nach dem Schlosse zurück.

| **Sechzehntes Kapitel**

Am folgenden Abend erinnerte der Anblick der Schloßthürme, die zwischen den schattigten Wäldern aufstiegen, Emilien an die Nonne, deren Zustand sie so sehr gerührt hatte. Sie verlangte zu wissen, wie es ihr gieng und beredete Blanken, mit ihr nach dem Kloster zu gehn. Am Thore stand ein Wagen, der nach den schnauhenden Pferden zu urtheilen, eben angekommen war, im Vorhofe aber und in den Kreuzgängen herrschte eine ungewöhnliche Stille, bis sie an der Treppe einer Nonne begegneten, die auf Emiliens Fragen antwortete, daß Schwester Agnes noch lebe, und noch bey Verstande sey, daß man aber glaubte, sie würde die Nacht nicht überstehen. Im Sprachzimmer fanden sie einige Kostgängerinnen, die sich freuten, Emilien zu sehn und ihr viele kleine Vorfälle erzählten, die nur dadurch Interesse für sie hatten, weil sie die

Personen gekannt und geliebt hatte. Während dieses Gesprächs trat die Aebtissin herein und bezeugte große Freude, Emilien zu sehn; allein ihr Betragen war ungewöhnlich feierlich und ihre Stirn niedergeschlagen. »Unser Kloster«, sagte sie nach den ersten Begrüßungen, »ist ein wahres Trauerhaus — eine Tochter ist jetzt im Begrif die Schuld der Natur zu bezahlen. Sie haben wohl schon gehört, daß unsre Schwester Agnes in den letzten Zügen liegt?«

Emilie bezeugte stillschweigend ihre Betrübniß.

»Ihr Tod bietet uns eine große und ehrwürdige Lehre dar«, fuhr die Aebtissin fort, »laßt uns sie lesen und Nutzen daraus schöpfen, laßt uns daraus lernen, uns auf die Veränderung vorzubereiten, die unser aller wartet. Sie sind jung und haben es noch in ihrer Macht, sich den Frieden zu sichern, der allen Verstand übertrifft — den Frieden des Gewissens. Erhalten Sie ihn sich in ihrer Jugend, damit er im Alter Ihr Trost sey: Denn vergebens ach! und unvollkommen sind die guten Thaten ihrer spätern Jahre, wenn die der frühern böse gewesen sind!«

Emilie wollte sagen, daß sie hoffte, gute Thaten wären nie vergebens, allein sie bedachte, daß es eine Aebtissin war, die dieses sagte, und schwieg.

»Agnes letzte Tage«, fuhr die Aebtissin fort, »sind exemplarisch gewesen, möchten sie die Verirrungen ihrer | frühern vergüten können! Ihre Leiden sind jetzt schwer! Laßt uns glauben, daß sie ihr dort Frieden erkaufen werden! Ich habe sie bei ihrem Beichtvater und bei einem Herrn gelassen, den sie lange zu sehn wünschte, und der jetzt von Paris angekommen ist, und hoffe, daß diese ihr die Ruhe verschaffen werden, die bis jetzt ihrer Seele gebrach.«

Emilie vereinigte ihren heissen Wunsch mit der Aebtissin.

»Sie hat oft in ihrer Krankheit Sie genannt«, fuhr die Aebtissin fort; »vielleicht würde es ihr zum Troste gereichen Sie zu sehn. Wenn ihr jetziger Besuch sie verlassen hat, so wollen wir zu ihr ins Zimmer gehn, wenn anders der Anblick Sie nicht zu sehr erschüttern wird. Allein wir müssen uns an solche Auftritte gewöhnen, so

schmerzhaft sie auch seyn mögen: denn sie sind der Seele heilsam, und machen uns gefaßter, eignes Leiden zu ertragen.«

Emilie wurde ernsthaft und nachdenkend. Dieses Gespräch erinnerte sie an die letzten Augenblicke ihres sterbenden Vaters, und sie wünschte noch einmal sich auf der Stelle auszuweinen, die seine Ueberreste in sich schloß. Viele kleine Umstände seiner letzten Tage fielen ihr aufs neue ein: seine Bewegung, als er sich so nahe bei Chateau Le Blanc sah, seine Bitte auf einer besondern Stelle in der Kirche des Klosters begraben zu werden, der feierliche Befehl, gewisse Papiere zu ver|brennen, ohne den Inhalt zu untersuchen. Sie erinnerte sich auch der geheimnißvollen schrecklichen Worte in diesen Manuscripten, die ihr unwillkürlich ins Auge fielen, und ob sie gleich jedesmal eine peinliche Neugierde in ihr rege machten, so gereichte es ihr doch stets zum großen Trost, ihres Vaters Willen so genau erfüllt zu haben.

Die Aebtissin sas ebenfalls still und auch ihre andern Gefährtinnen schienen durch das vorige Gespräch zu sehr gerührt zu seyn, um sprechen zu mögen, als diese allgemeine Träumerei durch den Eintritt des Herrn Bonnac, eines Fremden, der so eben Agnes Zimmer verlassen hatte, unterbrochen ward. Er schien sehr bewegt zu seyn, allein Emilie glaubte mehr Entsetzen als Schmerz auf seinem Gesicht zu lesen. Er zog die Aebtissin bei Seite, und sprach eine ganze Weile heimlich, und über etwas sehr angelegentliches mit ihr. Sie hörte ihm sehr aufmerksam zu; als er fertig war, verneigte er sich stillschweigend gegen die übrige Gesellschaft und verließ das Zimmer. Die Aebtissin schlug darauf vor, nach Agnes Zimmer zu gehn; Emilie willigte mit geheimen Widerstreben ein, und Blanka blieb unten bei den Kostgängerinnen.

Sie trafen an der Thüre den Beichtvater, den Emilie als er den Kopf aufrichtete, für denselben erkannte, der ihren sterbenden Vater berichtet hatte; er gieng an ihnen hin, ohne sie zu bemerken, und sie | traten in das Zimmer, wo Schwester Agnes auf einer Matratze lag, eine Nonne ihr zur Seite. Ihr Gesicht war so sehr verändert, daß Emilie sie nicht erkannt haben würde, wenn sie nicht

vorbereitet gewesen wäre — es war geisterblaß und mit düstern Schrecken überzogen — ihre trüben, hohlen Augen auf ein Crucifix geheftet, das sie auf der Brust hielt. Sie war so vertieft in sich selbst, daß sie die Aebtissin und Emilien nicht gewahr wurde, bis sie dicht bey ihr standen. Sie drehte ihre schweren Augen um, heftete sie mit wilden Schrecken auf Emilien und rief mit einem lauten Schrey: »Hah! muß mir das Gesicht noch in meiner Sterbestunde erscheinen!«

Emilie fuhr erschrocken zurück, und sah die Aebtissin mit einem fragenden Blick an; allein diese winkte ihr, sich nicht zu beunruhigen und sagte ruhig zu Agnes: »Meine Tochter ich habe Fräulein St. Aubert mitgebracht, die Sie zu besuchen wünschte, ich glaubte, es würde Ihnen lieb seyn, sie zu sehn.«

Agnes antwortete nicht. Sie fuhr fort, Emilien wild anzustarren und rief: »Sie ist es selbst! das ist aller Zauber in ihrem Blick, der mich ins Verderben stürzte! — Was verlangst du — warum bist du gekommen? — Verlangst du Wiedervergeltung? — bald wird sie dir werden, du hast sie bereits! Wie viele Jahre sind verstrichen, seit ich dich zuletzt sah, und mein Verbrechen ist nur wie von gestern! Und doch bin ich alt darunter geworden, während du noch jung und blühend bist — blühend als da du mich zwangst, die schreckliche That zu begehen! O könnte ich sie nur einmal vergessen! — Aber was könnte es helfen! die That ist geschehn! —«

Emilie aufs äusserste erschrocken wollte das Zimmer verlassen; allein die Aebtissin nahm sie bei der Hand und redete ihr zu, nur noch einige Augenblicke zu bleiben, bis Agnes ruhiger seyn würde, die sie jetzt zu besänftigen suchte. Allein Agnes schien gar nicht auf sie zu achten; sie blieb mit den Augen fest auf Emilien haften und fuhr fort: »Was sind Jahre des Gebets und der Reue! Sie können die Schande einer Mordthat nicht abwaschen! — Ja Mord! — Wo ist er? — wo ist er? — Sieh dort! Sieh, wie er durchs Zimmer geht! Warum bist du gekommen, mich zu quälen« indem sie ihre verdrehten Augen in die Luft hob — »war ich noch nicht gestraft genug? — O runzle die Stirne nicht so finster! Hah! dort wieder.

Das ist sie selbst. — Warum siehst du mich so mitleidig an — du lächelst — du lächelst mir zu! Nicht doch — was für ein Winseln?«

Agnes sank dem Anschein nach leblos nieder, und Emilie, die sich nicht aufrecht halten konnte, lehnte sich ans Bett, während die Aebtissin und die Nonne die gewöhnlichen Hülfsmittel anwandten. »Still!« sagte die Aebtissin, als Emilie sprechen wollte — »der Anfall ist vorüber; sie wird bald wieder aufleben. Wann ist sie schon so gewesen Tochter?«

| »Nicht seit vielen Wochen, ehrwürdige Mutter«, erwiderte die Nonne; »allein ihr Gemüth ist durch die Ankunft des Herrn, den sie so sehr zu sehn wünschte, sehr erschüttert worden.«

»Ja«, antwortete die Aebtissin, »das hat wahrscheinlich diesen Anfall von Raserei verursacht. Wenn sie sich wieder besser befindet, so wollen wir sie ruhen lassen.«

Emilie war es gerne zufrieden, ihr Erwachen abzuwarten; so wenig Hülfe sie auch leisten konnte, war sie doch ungeneigt das Zimmer zu verlassen, so lange noch Hülfe nothwendig war.

Als Agnes wieder zu sich selbst kam, richtete sie von neuem die Augen auf Emilien; allein sie hatten ihren wilden Ausdruck verloren und verriethen nur finstere Schwermuth. Es dauerte einige Augenblicke, ehe sie Kräfte genug schöpfte, um wieder zu sprechen, dann sagte sie schwach: »die Aehnlichkeit ist wunderbar, es muß mehr als Phantasie seyn. Sagen Sie mir, ich bitte Sie inständigst, sind Sie nicht die Tochter der Marquisin, ob Sie gleich St. Aubert heissen?« — »Welcher Marquisin«, sagte Emilie in äusserster Verwundrung, denn sie hatte aus Agnes ruhigem Wesen geschlossen, daß ihre Sinne wieder hergestellt wären. Die Aebtissin gab ihr einen bedeutenden Wink, allein, allein sie wiederholte die Frage.

| »Welche Marquise?« rief Agnes; »ich kenne nur eine, die Marquise von Villeroi.«

Emilie, die sich an ihres Vaters Bewegung bei der unerwarteten Erwähnung dieser Dame und an seine Bitte, nahe bei der Gruft der Villerois beerdigt zu werden, erinnerte, fühlte eine heiße Begierde mehr zu wissen und bat Agnes, die Ursache ihrer Frage zu erklären.

Die Aebtissin wollte nun Emilien gerne aus dem Zimmer schaffen, allein diese wurde durch ein zu lebhaftes Interesse zurückgehalten und wiederholte ihre Bitten.

»Bring mir das Kästchen, Schwester«, sagte Agnes; »ich will sie Ihnen zeigen; aber Sie brauchen nur in den Spiegel zu sehn, um ihr Bild zu erblicken. Sie sind gewiß ihre Tochter, eine so auffallende Aehnlichkeit findet sich nur unter nahen Verwandten.«

Die Nonne brachte das Kästchen und Agnes nahm ein Miniaturgemälde heraus, worin Emilie die genaueste Aehnlichkeit mit dem Gemälde, das sie unter ihres Vaters Papieren fand, erkannte. Agnes reichte die Hand darnach aus, blickte es einige Augenblicke stillschweigend an, richtete denn mit einem Blick tiefer Verzweiflung die Augen gen Himmel und betete innerlich. Als sie geendigt hatte, gab sie Emilien das Gemälde zurück. »Behalten Sie es«, sagte sie, »ich vermache es Ihnen, denn ich muß glauben, daß Sie ein Recht dazu haben. Ich habe oft die Aehnlichkeit zwischen Ihnen bemerkt, aber nie bis heute, fiel sie mir so schwer aufs Herz. Halt Schwester, nimm das Kästchen noch nicht weg; es ist noch ein Gemälde drin, das ich zeigen wollte.«

Emilie zitterte vor Erwartung und die Aebtissin wollte sie aufs neue aus dem Zimmer nehmen. »Agnes ist noch immer von Sinnen, Sie sehn, wie irre sie redet. In solchem Zustande machte sie sich kein Bedenken, die entsetzlichsten Dinge zu sagen, und sich der erschrecklichsten Verbrechen anzuklagen.«

Emilie glaubte indeß etwas mehr als Wahnsinn in Agnes Irrreden zu entdecken; ihre Erwähnung der Marquise, das Vorzeigen ihres Gemäldes hatte sie so sehr interessirt, daß sie alles anzuwenden beschloß, um sich nähere Aufklärung darüber zu verschaffen.

Die Nonne gab nochmal das Kästchen her; Agnes zeigte ihr eine geheime Schublade und nahm ein andres Miniaturgemälde heraus. »Lernen Sie hier wenigstens eine Lehre für Ihre Eitelkeit«, sagte sie, indem sie es Emilien gab; »betrachten Sie dieses Gemälde genau und sehn Sie, ob Sie eine Aehnlichkeit zwischen dem was ich bin und was ich war, erkennen können.«

Emilie nahm voll Ungeduld das Gemählde hin — kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als ihre | zitternde Hand es beynahe fallen ließ; es war eine Kopie des Gemähltes der Signora Laurentini, das sie auf dem Schlosse Udolpho gesehn hatte, — des Frauenzimmers, das auf so geheimnißvolle Art verschwunden war, daß man Montoni beargwöhnte, sie auf die Seite geschafft zu haben.

Emilie sah in stummen Erstaunen, abwechselnd das Gemählde und die sterbende Nonne an, und bemühte sich, eine Aehnlichkeit zwischen beiden aufzufinden, die nicht mehr vorhanden war.

»Warum sehn Sie mich so finster an?« sagte Agnes, die Emiliens Bewegung unrecht verstand.

»Ich habe dieses Gesicht schon früher gesehn«, sagte Emilie endlich. »Sah es Ihnen würklich ähnlich?«

»Sie haben wohl Recht, so zu fragen«, erwiderte die Nonne; »aber man sagte einst, daß es mir sehr ähnlich sey. Betrachten Sie mich genau, und sehn Sie, was das Verbrechen aus mir gemacht hat. Damals war ich unschuldig; die bösen Neigungen meiner Natur schlummerten. Schwester«, setzte sie feierlich hinzu, und reichte ihre kalte, feuchte Hand nach Emilien, die bei der Berührung schauderte — »Schwester hüte dich vor der ersten Befriedigung der Leidenschaften, hüte dich vor der ersten. Wenn du sie nicht im Anfange erstickst, so ist ihr Lauf schnell; | ihre Stärke unaufhaltsam; sie führen uns wir wissen nicht wohin — sie führen uns vielleicht zu Verbrechen, die ganze Jahre der Buße und Reue nicht wieder vergüten können. So stark kann die Gewalt einer einzigen Leidenschaft seyn, daß sie jedes andre Gefühl erstickt, jeden andern Zugang zum Herzen versperret. Sie bemächtigt sich unsrer wie ein Feind, sie verleitet uns zu den Handlungen eines Feindes und macht uns unempfindlich gegen Mitleid und Gewissensbisse. Und wenn sie ihren Zweck erreicht hat, so überläßt sie uns wie ein Feind, der Qual dieser Gefühle, die sie nur eingeschläfert, nicht vernichtet hat, den Qualen innerer Vorwürfe und Gewissensbisse. Dann erwachen wir wie aus einem Traume und sehen eine neue Welt um uns — wir staunen in Verwundrung und Schrecken, allein

die That ist geschehn — alle vereinigte Mächte des Himmels und der Erde können sie nicht ungeschehen machen — die Quälgeister wollen nicht entfliehen — Was sind Reichthümer, Größe, Gesundheit selbst gegen die Wonne eines reinen Gewissens — gegen die Gesundheit der Seele, und was sind die Leiden der Armuth getäuschter Hoffnung, der Verzweiflung selbst gegen die Pein einer angegrifnen Seele! O wie lange ist es, seit ich diese Seeligkeit nicht kannte! Ich glaubte die größten Qualen der menschlichen Natur in Liebe, Eifersucht und Verzweiflung erduldet zu haben — allein diese Qualen waren Lust gegen die Stacheln des Gewissens, die mich seitdem durchbohrten. Ich schmeckte auch, was man die Süßigkeit der Rache nennt; allein | sie war vorübergehend; sie erstarb sogar mit dem Gegenstande der sie reizte. Erinnern Sie sich Schwester, daß die Leidenschaften der Saamen der Tugenden, so wie des Lasters sind; beide entspringen aus ihnen, nachdem sie genährt werden. Unglücklich diejenigen, die nie die Kunst gelernt haben sie zu beherrschen.«

»Ja wohl unglücklich«, sagte die Aebtissin, »und schlecht unterrichtet in unserer heiligen Religion.«

Emilie hörte Agnes mit stiller Bangigkeit zu, und jeder Blick auf das Bild überzeugte sie mehr von der Aehnlichkeit mit dem Gemälde zu Udolpho. »Dies Gesicht ist mir bekannt«, sagte sie, um die Nonne zu einer Erklärung zu bringen, ohne zu plötzlich ihre Bekanntschaft mit dem Schlosse Udolpho zu entdecken.

»Sie irren sich«, erwiderte Agnes, »das Gemälde können Sie noch nie gesehn haben.«

»Nein«, erwiderte Emilie, »aber ein andres, das ihm erstaunlich ähnlich sieht.« —

»Unmöglich« sagte Agnes, die wir nun Donna Laurentini nennen können.

»Ich habe es im Schlosse Udolpho gesehn«, fuhr Emilie fort, sie fest ansehend.

| »Im Schlosse Udolpho!« rief Laurentini — »in Italien!«

»Ja im Schlosse Udolpho in Italien«, erwiderte Emilie.

»Sie kennen mich also?« sagte Laurentini, »und sind die Tochter der Marquisin?«

Emilie wurde etwas bestürzt über diese plötzliche Behauptung. »Ich bin die Tochter des verstorbenen Herrn St. Aubert«, sagte sie, »und die Dame, die Sie nennen, ist mir ganz fremd.«

»Wenigstens schienen Sie es zu glauben«, erwiderte Laurentini.

Emilie fragte, aus was für Gründen sie etwas anders glauben sollte.

»Ist nicht die Aehnlichkeit, die Sie mit ihr haben, Grund genug?« sagte die Nonne. »Es ist bekannt, daß die Marquisin zu der Zeit als sie des Marquis Hand auf Befehl ihres Vaters annahm, mit einem Gascognischen Edelmann in Verbindung stand! Unglückliches, unglückliches Weib!«

Emilie, die sich an die ausserordentliche Bewegung erinnerte, die St. Aubert bei Erwähnung der Marquise verrieth, würde jetzt etwas anders als Verwundrung gefühlt haben, wenn ihr Vertrauen in seine Rechtschaffenheit | weniger groß gewesen wäre. So aber konnte sie auch nicht einen Augenblick einen Gedanken hegen, worauf Laurentinis Worte zu deuten schienen: doch fühlte sie eine große Begierde mehr zu wissen und bat Laurentini, sich näher zu erklären.

»Fragen Sie mich nicht über diese Sache«, sagte die Nonne; »sie ist mir schrecklich. Wollte Gott ich könnte sie aus meinem Gedächtnisse vertilgen!« Sie seufzte tief und fragte Emilien, auf was Art sie ihren Namen entdeckt hätte.

»Durch Ihr Portrait auf dem Schlosse Udolpho«, erwiderte Emilie, »womit dies Miniaturgemähld eine auffallende Aehnlichkeit hat.«

»Sie sind also zu Udolpho gewesen?«, sagte die Nonne mit großer Bewegung. »Ach! welche Scenen ruft diese Erinnerung in meiner Phantasie auf! Scenen der Glückseligkeit — des Leidens — des Entsetzens!«

In diesem Augenblicke fiel Emilien der schreckliche Anblick ein, den sie in einem Zimmer des Schlosses gehabt hatte — sie

schauderte, indem sie die Nonne ansah und dachte an ihre Worte — daß Jahre des Gebets und der Buße die Schandthat eines Mordes nicht abwaschen können. Sie konnte jetzt diese Worte nicht mehr auf eine Abwesenheit des Geistes schieben. — Mit einem Grausen, das sie beynahe ihrer Sinne be|raubte, glaubte sie eine Mörderin vor sich zu sehn — alles was sie sich von Laurentinis Betragen zurückrief, schien diesen Verdacht zu bestätigen, doch verlor sie sich noch immer in einem Labyrinth von Zweifeln und ungewiß, wie sie die Fragen, die zur Wahrheit führen konnten, anbringen sollte; konnte sie nur in abgebrochnen Ausdrücken darauf hinwinken.

— »Ihre plötzliche Abreise von Udolpho«, sagte sie. —

Laurentini ächzte tief. —

»Die Gerüchte, die nachher verbreitet wurden«, fuhr Emilie fort — »das westliche Zimmer — der Trauerschleier — der Gegenstand, den er verbirgt! — Wenn Mord begangen wurde.« —

Die Nonne schrie laut auf! »Wie schon wieder!« sagte sie und suchte sich aufzurichten, während ihre starren Augen einen Gegenstand im Zimmer zu verfolgen schienen. — »Vom Grabe gekommen! Wie Blut! auch Blut! — Es floß ja kein Blut! — du kannst das nicht sagen! — nein lächle nicht — lächle nicht so mitleidig.«

Laurentini fiel bei diesen letzten Worten in Verzuckungen und Emilie, die diesen schrecklichen Auftritt nicht länger zu ertragen vermochte, eilte aus dem Zim|mer und schickte ein paar andre Nonnen der Aebtissin zur Hülfe herauf.

Blanka und die Kostgängerinnen, die im Sprachzimmer waren, versammelten sich rings um Emilien und thaten — durch ihr erschrocknes Gesicht und Wesen beunruhigt, hundert Fragen an sie, die sie zu beantworten vermied. Sie sagte nur, daß Agnes in letzten Zügen läge; man hielt dies für eine hinlängliche Erklärung ihres Schreckens und nahm sich nun Zeit, ihr Herzstärkungen zu geben, die sie endlich einigermaßen wieder herstellten. Doch war sie von schrecklichen Vermuthungen so sehr erschüttert und durch einige Worte der Nonne in solche Zweifel gestürzt, daß sie

ausser Stande war zu reden; sie würde sogleich das Kloster verlassen haben, hätte sie nicht zu wissen gewünscht, ob Laurentini den letzten Anfall überleben würde. Nachdem sie eine Zeitlang gewartet hatte, erfuhr sie, daß die Krämpfe nachgelassen hätten, und daß Laurentini wieder aufzuleben schien. Sie wollte nun mit Blanken fortgehn, als die Aebtissin erschien und ihr leise sagte: sie hätte ihr etwas wichtiges zu eröffnen; weil es aber spät wäre, wollte sie Emilien nicht aufhalten, sondern ersuchte sie, den folgenden Tag wieder zu kommen.

Emilie versprach es und machte sich mit Blanken auf den Rückweg nach dem Schlosse. Die tiefe Dunkelheit im Walde machten Blanken ängstlich und sie | bereuete, so lange gezögert zu haben, obgleich sie einen Bedienten zu ihrer Beschützung hinter sich hatten. Emilie hingegen war zu sehr mit den Schrecknissen des vorhergegangnen Auftrittes beschäftigt, um einen andern Eindruck, als Erhöhung ihrer Träumerei von den dunkeln Schatten zu empfangen. Doch wurde sie bald aus ihrem Tiefsinn gewekt, als Blanka ihr in einiger Entfernung auf dem dunkeln Wege zwei Personen zeigte, die langsam heran kamen. Es war unmöglich, sie zu vermeiden, ohne in eine noch entlegnere Gegend des Waldes einzubiegen, wohin die Fremden leicht folgen konnten. Alle Furcht aber verschwand, als Emilie des Herrn Dúponts Stimme erkannte und den Herrn den sie im Kloster gesehn hatte, bei ihm sah. Beide waren in ein so tiefes Gespräch verwickelt, daß sie die Damen anfangs nicht bemerkten. Als Dúpont sich ihnen näherte, nahm der Fremde Abschied, und sie setzten ihren Weg nach dem Schlosse zusammen fort. Der Graf erinnerte sich, den Herrn Bonnac gekannt zu haben, und da er die traurige Veranlassung seines Besuchs in Languedoc und daß er in einem elenden Wirthshause im Dorfe logiere, erfuhr, bat er Herrn Dúpont, ihn aufs Schloß einzuladen.

Herr Dúpont übernahm es mit Vergnügen, und als er mit Herrn Bonnac erschien, boten der Graf und sein Sohn alle Lebhaftigkeit auf, um den Trübsinn, der auf seinen Zügen lag, zu zerstreuen. Herr Bonnac war Offizier in französischen Diensten und schien

| ohngefähr funfzig Jahr alt zu seyn. Sein Wuchs war hoch und schlank; sein Betragen verrieth einen feingebildeten Mann, und sein Gesicht hatte einen sehr interessanten Ausdruck. Ueber Züge, die in der Blüte der Jugend sehr schön mußten gewesen seyn, war eine Schwermuth verbreitet, die mehr Folge von langem Unglück, als von Kränklichkeit oder Temperament zu seyn schien.

Es war sichtlich, daß er sich über Tisch nur aus Höflichkeit zum Gespräch zwang, es gab Zwischenzeiten wo er unfähig das Gefühl, das ihn niederdrückte, zu bekämpfen, in Stillschweigen und Abwesenheit verfiel, woraus ihn der Graf auf eine so feine und gutmütige Art zu ziehen suchte, daß Emilie, wenn sie ihn bemerkte, beinahe glaubte, ihren verstorbenen Vater vor sich zu sehn.

Die Gesellschaft trennte sich bei guter Zeit und nun kehrten in der Einsamkeit ihres Zimmers die vorhergegangnen Auftritte mit furchtbarer Stärke in Emiliens Seele zurück. Es erregte in gleichem Grade Verwundrung und Entsetzen in ihr, daß sie in der sterbenden Nonne die Signora Laurentini entdeckte, die, statt von Montoni ermordet zu seyn, vielmehr selbst eine schreckliche That auf ihrer Seele zu haben schien. Die Winke, die sie von der Marquisin von Villeroy fallen ließ, ihre Erkundigungen nach Emiliens Geburt, erregten hingegen ein nicht minder starkes, obgleich ganz verschiedenartiges Interesse in ihr.

| Die Geschichte, die Schwester Franziska ihr einmal erzählt hatte, schien nun allerdings falsch zu seyn, zu welchem Zwecke sie aber ersonnen war, wenn nicht, um desto besser die wahre Geschichte zu verbergen, konnte Emilie nicht errathen. Vor allem aber lag ihr der Zusammenhang zwischen der Geschichte der verstorbnen Marquise und ihrem Vater am Herzen, daß ein gewisses Verhältniß zwischen Ihnen gewesen seyn mußte, bewies sein Schmerz, als er ihren Namen hörte, seine Bitte neben ihr begraben, zu werden, und ihr Gemählde unter seinen Papieren. Oft war sie geneigt, ihn für den Liebhaber zu halten, dem die Marquise anhieng, als sie gezwungen ward, den Marquis von Villeroy zu heyrathen, doch konnte sie keinen Augenblick glauben, daß er noch nachher eine

Leidenschaft für sie genährt hätte. Sie war nun überzeugt, daß die Papiere, die sie verbrennen mußte, sich auf diese Verbindung bezogen, und wünschte sehnlicher als je, die Ursachen zu wissen, die ihm zu diesem Geboth bewegten. Wäre ihr Vertrauen in seine Grundsätze weniger fest gewesen, so würde sie verleitet worden seyn, zu glauben, daß ein für ihre Eltern anstößiges Geheimniß ihrer Geburt in diesen Papieren enthalten gewesen sey.

Aehnliche Betrachtungen beschäftigten ihre Seele den größten Theil der Nacht, und als sie endlich in Schlummer sank, sah sie nur die Erscheinung der sterbenden Nonne und erwachte in Schrecknissen, die denjenigen glichen, wovon sie Zeuge gewesen war.

| Am folgenden Morgen befand sie sich zu übel, um zu der Aeb-tissin zu gehn, und ehe noch der Tag zu Ende gieng, hörte sie, daß Schwester Agnes nicht mehr sey! Herr Bonnac empfing diese Nachricht mit Betrübniß, doch bemerkte Emilie, daß er nicht so sehr davon angegriffen schien, als den Abend zuvor, da er aus dem Zimmer der Nonne kam, deren Tod ihm wahrscheinlich minder schrecklich war, als das Geständniß, das er mit anhören mußte.

Vielleicht wurde er einigermaßen durch das ihm ausgesetzte Vermächtniß getröstet, das ihm bei seiner grossen Familie, und bei seinen Umständen sehr zu statten kam. Die Ausschweifungen eines Lieblingssohns hatten ihn in große Noth und selbst auf einige Zeit ins Gefängniß gebracht, und diese Unfälle hatten seinem Gesichte die Niedergeschlagenheit gegeben, die Emilien so sehr zu ihm hinzog.

Er erzählte seinem Freunde, dem Herrn Dúpont, einige nähere Umstände von seinem gehabten Leiden. Er war mehrere Monathe ohne Hofnung auf Befreiung in einem Gefängniß zu Paris eingesperrt gewesen. Man vergönnte ihm nicht einmal den Trost, seine Gattin zu sehn, die vergebens Hülfe bei seinen Freunden gesucht hatte. Alle sie endlich Zutritt zu ihm erhielt, erschreckte sie so sehr über die Veränderung, die Kummer und lange Verhaftung in seinen Zügen hervorgebracht hatten, daß sie in Krämpfe fiel, die so lange anhielten daß sie ihrem Leben drohten.

| »Unsre Lage rührte alle die uns sahen«, fuhr Herr Bonnac fort, »und ein großmüthiger Freund, der zu der nemlichen Zeit gefangen sas, wandte nachher die ersten Augenblicke seiner Freiheit dazu an, für die meinige zu würgen. Es gelang ihm, die schwere Schuld, die mich drückte, wurde abgetragen und als ich meine Dankbarkeit bezeugen wollte, war mein Wohlthäter meinem Suchen entflohn. Ich habe Ursache zu glauben, daß er das Opfer seiner eignen Großmuth geworden ist, und daß er in das Gefängniß zurückkehren mußte, aus dem er mich befreit hat — allein jede Nachfrage blieb vergebens. Liebenswürdiger, unglücklicher Valancourt!«

»Valancourt! « rief Herr Dúpont. »Valancourt aus der Familie Dúvarney?«

»Derselbe!« erwiderte Herr Bonnac.

Man denke sich die Bewegung des Herrn Dúpont, als er in dem Nebenbuhler seiner Liebe, den großmüthigen Wohlthäter seines Freundes erkannte. Mehrere Fragen, die seine Liebe für Emilien ihm eingab, überzeugten ihn, daß man Valancourt zu hart beurtheilt hatte, und so schmerzhaft auch das Opfer war, faßte er doch den edelmüthigen Vorsatz, seine Ansprüche auf Emilien einem Liebhaber abzutreten, welcher der Zärtlichkeit, deren sie ihn würdigte, nicht unwerth schien.

| Es erhellte aus Herrn Bonnacs Erzählung, daß Valancourt bald nach seiner Ankunft in Paris in die Fallstricke gelockt wurde, die verhärtetes Laster ihm gelegt hatte, und daß seine Stunden zwischen den Gesellschaften der schlaunen Marquise, und den Spielparthien getheilt wurden, wozu der Neid oder Geitz seiner Kameraden keine Kunst sparte, ihn zu verführen. Er verlor in diesen Gelagen große Summen in vergeblichen Versuchen, kleine zu gewinnen, und der Graf von Villefort und sein Sohn waren bei solchen Gelegenheiten mehrmals Zeugen gewesen. Endlich wurde sein Vermögen erschöpft, der Graf, sein Bruder durch sein Betragen erbittert, weigerte sich ihn ferner zu unterstützen, und Valancourt wurde seiner Schulden wegen ins Gefängniß geworfen, wo sein Bruder ihn ohne Hülfe ließ, um durch diese Strafe

eine Beßrung zu bewürken, der noch keine lange Gewohnheit des Bösen im Wege stand.

In der Einsamkeit seines Gefängnisses hatte Valancourt Musse zum Nachdenken, und Ursache zur Reue. Emiliens Bild, das in der Zerstreung der großen Stadt wohl verdunkelt, aber nie aus seinem Herzen vertilgt werden konnte, erschien ihm in allem Reitz der Unschuld und Schönheit um ihm vorzuwerfen, daß er seine Glückseligkeit aufgeopfert, seine Talente herabgewürdigt hatte. Allein noch war sein Herz unverdorben, obgleich seine Leidenschaften verführt waren, auch hatte Gewohnheit die Ketten noch nicht befestigt, die schwer auf seinem Gewissen hiengen, und da er die Kraft des Willens behalten hatte, die nothwendig war, um sie zu zerreißen, riß er sich endlich nach einem schmerzhaften Kampfe aus der Slaverei des Lasters los.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, war ein auffallender Beweiß seiner Menschenliebe und seiner Raschheit. Er gieng mit dem Gelde, das er von seinem Bruder erhalten hatte, in ein Spielhaus und setzte es auf den Zufall, soviel zu gewinnen, daß er seinem Freunde Bonnac und dessen Familie Freiheit und Ruhe wieder verschaffen könnte. Es gelang ihm und während er dieses gefährliche Spiel wagte, that er ein feierliches Gelübde, nie in seinem Leben dem verderblichen und verführerischen Laster des Spiels wieder nachzugeben.

So bald er den ehrwürdigen Herrn Bonnac seiner erfreuten Familie wieder gegeben hatte, eilte er von Paris nach Estouvain, und vergas in dem Wonnegefühl, den Unglücklichen beglückt zu haben, sein eignes Mißgeschick. Bald aber erinnerte er sich, daß er das Vermögen verschleudert hatte, ohne welches er nie auf Emiliens Besitz hoffen konnte, und das Leben, wenn er es nicht mit ihr hinbringen konnte, schien ihm kaum erträglich zu seyn. Ihre Güte, ihr Verstand, ihre Einfalt des Herzens machten ihre Schönheit wo möglich noch bezaubernder, als sie je seiner Phantasie erschienen war. Erfahrung hatte ihn den vollen Werth der Eigenschaften kennen gelehrt, die er schon ehemals bewunderte,

| jetzt aber anbethete, wenn er sie mit dem, was er in der Welt hatte kennen lernen, verglich. Diese Betrachtungen erhöhten die Qual innerer Gewissensbisse und Vorwürfe, und verursachten die tiefe Niedergeschlagenheit, die ihn selbst in Emiliens Gegenwart nicht verließ, deren er sich nunmehr unwerth fühlte. Der Schimpflichkeit, Geldverpflichtungen von der Marquise Chamfort, oder einer andern Dame solcher Art angenommen zu haben, oder den schändlichen Absichten der Spieler von Gewerbe beigetreten zu seyn, hatte er sich nie schuldig gemacht. Der Graf von Villefort hatte diese Gerüchte aus einer Quelle geschöpft, in die er keinen Zweifel setzte, da Valancourts unbesonnenes Betragen ihn geneigt machte, sie zu glauben. Da diese Gerüchte von solcher Art waren, daß Emilie sie dem Chevalier nicht wohl vorrücken konnte, so hatte er keine Gelegenheit sie zu widerlegen, und als er sich ihrer Achtung unwürdig erklärte, ließ er sich wenig träumen, daß er dadurch die schrecklichsten Verläumdungen bei ihr bestätigte. So blieb ein gegenseitiges Misverständniß unter ihnen, bis Herr Bonnac das Betragen seines großmüthigen, aber unbesonnenen jungen Freunds dem Herrn Dúpont erklärte, der edel und gerecht genug war, um sich sogleich vorzunehmen, den Grafen aus seinem Irrthum zu reißen und aller Hofnung auf Emilien zu entsagen. Ein solches Opfer bei so heisser Liebe verdiente einen edlen Lohn, und wäre es Herrn Bonnac möglich gewesen, den wohlthätigen Valancourt zu vergessen, so würde er gewünscht haben, | daß Emilie die Hand des gerechten Dúponts annehmen möchte.

Als der Graf erfuhr, welchen Irrthum er begangen hatte, thaten ihm die Folgen seiner Leichtgläubigkeit sehr leid; er sah nun, daß Valancourt mehr durch die Ränke einer Gesellschaft leichtsinniger junger Leute, mit denen sein Stand ihn zusammen brachte, als durch einen Hang zum Laster irre geleitet war. Gerührt durch die edle, wenn gleich unbesonnene Großmuth seines Betragens gegen Herrn Bonnac, vergab er ihm die vorübergehenden Fehler, welche seine Jugend befleckt hatten, und schenkte ihm die Achtung wieder,

womit er ihn im Anfang ihrer Bekanntschaft betrachtet hatte. Er wünschte nun nichts mehr, als ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung bei Emilien zu verschaffen, und schrieb ihm sogleich, um ihn wegen des unvorsetzlichen Unrechts, das er ihm zugefügt hatte, um Vergebung zu bitten und ihn nach Chateau Le Blanc einzuladen. Er verschwieg aus Delikatesse Emilien diesen Brief und vermied, ihr etwas über Valancourt zu sagen, bis seine Ankunft sie auf einmal aus aller Unruhe reißen würde.

| Siebzehntes Kapitel

Umstände von ganz besonderer Art zogen jetzt Emilien von ihrem eignen Kummer ab, und erregten Bewegungen des Erstaunens und Schreckens in ihr.

Wenige Tage nach dem Tode der Signora Laurentini wurde ihr Testament im Kloster in Gegenwart des Herrn Bonnac eröffnet; es fand sich, daß sie ein Drittheil ihres Vermögens dem nächsten, noch lebenden Verwandten der Marquisin de Villeroi vermacht hatte, und daß Emilie diese nächste Verwandtin war.

Die Aebtissin hatte längst um das Geheimnis von Emiliens Familie gewußt, und nur auf St. Auberts dringende Bitte an den Mönch, der ihn zum Tode bereitete, hatte man seiner Tochter ihre Verwandtschaft mit der Marquisin verschwiegen. Einige Winke aber, die Signora Laurentini bei ihrer Zusammenkunft mit | Emilien fallen ließ und ein Bekenntniß von sehr außerordentlicher Art, das sie in ihrer letzten Stunde ablegte, machte, daß die Aebtissin es für nothwendig hielt, mit ihrer jungen Freundin über den Gegenstand, den sie vorher nicht zu berühren gewagt hatte, zu sprechen. Sie wurde zu der Aebtissin gerufen und erfuhr Dinge, die sie tief erschütterten. Da aber die Erzählung der Aebtissin an manchen Stellen Lücken hatte, die der Leser gern ausgefüllt sehn würde und da die Geschichte der Nonne mit dem Schicksal der Marquisin von Villeroi in nahem Zusammenhange steht, so lassen

wir die Unterhaltung im Sprachzimmer weg, und verweben in unsre Erzählung eine kurze Geschichte der

Laurentini di Udolpho.

Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und Erbin des alten Hauses Udolpho im Venedischen Gebieth. Es war das erste Unglück ihres Lebens, daß die Freude, die ihre starken Leidenschaften hätte zurückhalten, und sie sanft in der Kunst der Selbstbeherrschung unterrichten sollen, sie durch frühe Nachgiebigkeit nährten. Aber sie nährten ihre eignen Fehler in ihr! ihr Betragen entsprang nicht aus vernünftiger Güte und wenn sie den Leidenschaften ihres Kindes nachsahen, oder ihnen widersprachen, so befriedigten sie im Grunde nur die ihrigen selbst. Sie gaben ihr mit Schwäche nach und tadelten sie mit Heftigkeit; ihr Gemüth wurde durch ihre Heftigkeit erbittert, statt durch ihre Weisheit gebessert zu werden, und ihr Widerstand artete in einen Kampf um den Reiz aus, wobei die wahre Zärtlichkeit an Eltern und die liebevollen Pflichten des Kindes auf gleiche Weise vergessen wurden: da aber zurückkehrende Zärtlichkeit den Unwillen der Eltern aufs schnellste entwarfnete, so ließ man die kleine Laurentini glauben, daß sie den Sieg davon getragen hätte, und ihre Leidenschaften wurden nun unbändiger durch jede Bemühung die man anwandte, sie zu unterdrücken.

Der Tod ihres Vaters und ihrer Mutter, die in demselben Jahre starben, überließ sie ihrer eignen Leitung unter den gefährlichen Umständen, welche Jugend und Schönheit begleiten. Sie liebte Gesellschaft, fand Entzücken in Bewunderung, verachtete aber durch die Meinung der Welt, wenn sie ihren Neigungen widersprach; sie besas einen muntern, blendenden Witz und war Meisterin in allen Künsten der Coquetterie. Ihre Aufführung war so, wie man es von ihren schwachen Grundsätzen und der Stärke ihrer Leidenschaften erwarten konnte.

Unter ihren zahlreichen Anbetern befand sich auch der verstorbne Marquis de Villeroi, der auf seinem Wege nach Italien die Signora zu Venedig, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte sah und

sich heftig in sie verliebte. Eben so bezaubert durch die Figur und Annehmlichkeiten des Marquis, der damals einer der beliebtesten jungen Leute am französischen Hofe war, | besas sie die Kunst, ihm die gefährlichen Züge ihres Characters und die Flecken ihres vergangnen Betragens so vollkommen zu verheelen, daß er um ihre Hand anhielt.

Ehe noch die Hochzeit vollzogen wurde, begab sie sich nach dem Schlosse Udolpho, wohin der Marquis ihr folgte, hier legte sie sich weniger Zwang auf und verrieth bald dem Marquis, nach welchen Grundsätzen sie handelte. Eine genauere Beobachtung überzeugte ihn bald, daß er sich in ihrem Character geirrt hatte, und diejenige, die er zu seiner Gemahlin bestimmte, ertheilte ihm zu früh die Rechte eines Gemahls.

Nachdem er einige Wochen zu Udolpho zugebracht hatte, wurde er plötzlich nach Frankreich gerufen, wohin er sehr ungerne gieng, denn sein Herz war durch Laurentinis Künste gefesselt, wiewohl er seine Heirath unter allerlei Vorwand verzögerte; doch gab er ihr, um sie wegen seiner Abreise zu beruhigen, das wiederholte Versprechen, zur Vollziehung der Heirath zurücke zu kommen, sobald die Angelegenheit, die ihn nach Frankreich rief, es zuließ.

Durch diese Zusicherung einigermaßen getröstet, ließ sie ihn abreisen, und bald nachher erneuerte ihr Vetter, Montoni, der nach Udolpho kam, die Anträge, die sie jetzt zum zweitenmale verwarf. Ihre Gedanken waren unablässig bei dem Marquis de Villeroy, für den sie alle Gluth einer italienischen Liebe, genährt durch | die Einsamkeit, zu der sie sich selbst verdammte, empfand. Sie hatte jetzt allen Geschmack an den Freuden der Gesellschaft und fröhlichen Zeitvertreiben verloren, und kannte keinen andern Genuß, als über einen Miniaturgemähde des Marquis zu weinen, die Orte zu besuchen, welche Zeugen ihres Glücks gewesen waren, ihr Herz in Briefen an ihn auszugießen, und die Wochen und Tage bis zu seiner Zurückkunft zu zählen. Allein die Zeit schlich dahin, ohne ihn herbei zu führen; eine schwerfällige Woche nach der andern verstrich in der peinlichsten Erwartung. Ihre Phantasie, ganz von

einem Gegenstande erfüllt, gerieth in Unordnung, das Leben wurde ihr verhaßt, wenn sie diesen Gegenstand verloren glaubte.

Verschiedene Monathe verstrichen, ohne daß sie von dem Marquis hörte, und ihre Tage wurden abwechselnd durch wahnsinnige Leidenschaft und finstre Verzweiflung bezeichnet. Endlich verbreitete sich ein Gerüchte bis zu ihr, daß der Marquis in Frankreich geheirathet hätte, und nach allen Foltern der Liebe, Eifersucht und Erbitterung, faßte sie den verzweifelten Entschluß, heimlich ihm nachzureisen, und wenn sie das Gerücht wahr fände, tiefe Rache zu nehmen. Sie packte alle Juwelen, die sie von verschiednen Zweigen der Familie geerbt hatte, und die von unermeßlichem Werthe waren, zusammen, nahm alles baare Geld, das sich auf eine sehr hohe Summe belief und ließ es heimlich nach einer nahen Stadt schaffen, wohin sie | mit ihrem Kammermädgen, der einzigen Vertrauten ihres Plans, folgte und in der Stille nach Livorno gieng, wo sie sich nach Frankreich einschifften.

Als sie bei ihrer Ankunft in Languedoc erfuhr, daß der Marquis wirklich seit einigen Monathen verheirathet war, beraubte ihre Verzweiflung sie beinahe der Vernunft, und sie faßte und verwarf abwechselnd den schrecklichen Vorsatz, den Marquis, seine Frau, und sich selbst zu ermorden. Endlich machte sie ein Mittel ausfindig, sich ihm in den Weg zu werfen; um ihm seine Untreue vorzuwerfen, und sich vor seinen Augen zu ermorden, allein als sie ihn wieder sah, der so lange der Abgott ihrer Gedanken und Wünsche gewesen war, wich die Rache der Liebe — ihr Entschluß wankte, sie bebte vom innern Kampfe der Leidenschaften, die ihr Herz zerrissen und sank ohnmächtig nieder.

Der Marquis konnte dem Reitze der Schönheit und Liebe nicht widerstehen, alles Feuer seiner ersten Liebe kehrte zurück, denn seine Liebe war mehr durch Rücksichten der Klugheit zurückgehalten, als durch Gleichgültigkeit überwunden. Da die Ehre seiner Familie ihm nicht zuließ, sie zu heirathen, so überwand er sich so weit, die Marquise zu seiner Frau zu wählen, die er anfangs mit gemäßigter Zärtlichkeit liebte. Allein die sanften Tugenden

dieses lebenswürdigen Weibes konnten ihm keinen Ersatz für ihre Gleichgültigkeit geben, die durch alles Bemühn, sie zu verbergen, | hindurch schimmerte, und er hatte sie schon seit einiger Zeit in Verdacht einer andern Liebe gehabt, als Laurentini in Languedoc ankam. Diese schlaue Italienerin merkte bald, daß sie ihre Gewalt über ihn wieder gewonnen hatte, und beschloß nur für ihn zu leben, und alle Künste aufzubieten, um seine Einwilligung zu der teuflischen That zu gewinnen, die sie zur Sichrung ihres Glücks nothwendig glaubte. Sie führte ihren Plan mit tiefer Verstellung und geduldiger Beharrlichkeit aus, und nachdem sie die Neigung des Marquis gänzlich von seiner Frau entfernt hatte, deren sanfte Güte und leidenschaftsloses Betragen ihm gegen die bezaubernden Künste der Italienerin unschmackhaft schien, fuhr sie fort, in seinem Herzen die Eifersucht des Stolzes — denn Liebe war es nicht mehr — aufzuregen, und unter dem feierlichen Versprechen, daß er sich aller Rache gegen seinen Nebenbuhler enthalten wollte, nannte sie ihm sogar die Person, der die Marquisin ihre Ehre ausgeopfert haben sollte. Dies Versprechen macht einen wesentlichen Theil ihres Plans aus, denn sie wußte, daß wenn seine Begierde nach Rache gegen die eine Parthie zurückgehalten würde, sie desto heftiger gegen die andre los brechen und er dann leichter zu bewegen seyn würde, in die schreckliche That einzustimmen, die das einzige Hinderniß aus dem Wege räumen sollte, das ihn abhielt, sie zu seiner Gattin zu machen.

Die unschuldige Marquise bemerkte indessen mit äusserstem Schmerz die Veränderung in ihres Mannes | Betragen. Er wurde kalt und zurückhaltend in ihrer Gegenwart, und war strenge, ja sogar hart gegen sie: manche Stunden weinte sie über seine Härte, und entwarf Pläne seine Neigung wieder zu gewinnen. Sein Betragen betrübte sie um so mehr, weil sie aus Gehorsam gegen ihren Vater seine Hand angenommen hatte, ohngeachtet ihre Neigung an einen andern hieng, dessen lebenswürdiger Charakter sie glücklich gemacht haben würde. Laurentini hatte diese frühere Verbindung bald nach ihrer Ankunft in Frankreich erfahren und gebrauchte

sie zu ihren Absichten bei dem Marquis, dem sie so scheinbare Beweise von seines Weibes Untreue gab, daß er im Wahnsinn seiner beleidigten Ehre einwilligte, sie aufzuopfern. Man gab ihr ein langsames Gift und sie fiel als Opfer der Eifersucht und List der Laurentini und der strafbaren Schwäche ihres Gatten.

Allein der Augenblick von Laurentinis Triumph, der Augenblick, auf welchen sie als auf den Gipfel aller ihrer Wünsche hingesehn hatte, wurde der Anfang eines Leidens, das bis zum Sterbebette sie nie wieder verließ.

Die Leidenschaft der Rache, die sie mit zur Begehung dieser barbarischen That gereizt hatte, erstarb in dem Augenblicke, wo sie befriedigt ward, und ließ nur die schreckhaften Empfindungen eines fruchtlosen Mitleids, nagende Gewissensbisse zurück, die wahrscheinlich alle Wonne, die sie sich mit dem Marquis de Villeroy versprach, würde vergiftet haben, wenn auch | ihre Hofnung auf eine Verbindung mit ihm wäre erfüllt worden. Aber auch bei ihm war der Augenblick der Rache der Augenblick von Gewissensbissen für ihn und des Abscheus für sie, als die Theilnehmerin seines Verbrechens gewesen: das Gefühl, welches er fälschlich für Ueberzeugung gehalten hatte, war nicht mehr vorhanden, und er stand erstarrt und bleich, daß kein Beweiß von der Untreue seines Weibes zurück blieb, da sie die Straffe des Verbrechens gelitten hatte. Ja, als man ihm sagte, daß sie starb, fühlte er sich plötzlich und unwiderstehlich von ihrer Unschuld überzeugt, und selbst die feierliche Versicherung, die sie ihm in ihrer letzten Stunde gab, konnte ihm keinen stärkern Beweiß ihres untadelhaften Betragens geben.

In dem ersten Schrecken der Gewissensbisse und Verzweiflung fühlte er sich geneigt, sich selbst und das Weib, das ihn in diesen Abgrund des Verbrechens gestürzt hatte, den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, allein sobald der erste Anfall seines Schmerzens vorüber war gab er diesen Gedanken auf. Doch sah er die Laurentini nur einmal nachher, und zwar um sie als die Anstifterin seines Verbrechens zu verwünschen und ihr zu sagen, daß er ihr

nur einzig unter der Bedingung das Leben schenkte, daß sie ihre übrigen Tage in Gebet und Buße hinbrächte. Ueberwältigt von bitterstem Schmerz, nur Abscheu und Verachtung von dem Manne zu erfahren, um dessentwillen sie kein Bedenken trug, ihr Gewissen mit Menschenblut zu | beflecken, und voll Entsetzen über das fruchtlose Verbrechen, welches sie begangen hatte, entsagte sie der Welt und zog sich als ein schreckliches Opfer einer gewaltsamen Leidenschaft in das St. Klarenkloster zurück.

Der Marquis verließ Chateau Le Blanc gleich nach dem Tode seiner Frau, um nie wieder dahin zurückzukehren und suchte das Gefühl seines Verbrechens im Tumulte des Krieges; in den Zerstreuungen der Hauptstadt zu ersticken. Allein alles Bemühen war vergebens; eine tiefe Schwermuth, die seine Freunde nie erklären konnten, hing stets über seiner Seele, und er starb endlich einen beinahe eben so schreckhaften Tod, als Laurentini gelitten hatte. Der Arzt, der die auffallende Gestalt der unglücklichen Marquise nach ihrem Tode bemerkt hatte, wurde bestochen, und da die Bedienten nur leise von ihren Vermutungen zu flüstern wagten, so kam die Sache nie ans Licht. Man hat nie erfahren, ob dies Gerücht jemals bis zu dem Vater der Marquise drang, oder ob die Schwierigkeit sich Beweise der That zu verschaffen ihn abhielt, den Marquis vor Gericht zu verfolgen, allein ihr Tod wurde sehr von ihrer Familie, und besonders von ihrem Bruder dem Herrn St. Aubert beklagt — denn dies war das Verhältniß zwischen Emiliens Vater und der Marquise — ohne Zweifel argwöhnte er die Art ihres Todes. Er wechselte bald nach dem Absterben dieser geliebten Schwester viele Briefe mit dem Marquis, deren Inhalt niemand erfuhr, allein wahrscheinlich bezogen | sie sich auf die Ursache ihres Todes, und diese Papiere nebst den Briefen der Marquise, die ihrem Bruder die Ursache ihres Kammers vertraute, befahl St. Aubert so feierlich seiner Tochter zu vernichten, wahrscheinlich untersagte er ihr aus Schonung für ihre Ruhe, nach der traurigen Geschichte, die sie enthielten, zu forschen. Sein Schmerz über den frühzeitigen Tod dieser geliebten Schwester, deren unglückliche Heirath vom ersten

Augenblicke an sein zärtlichstes Mitleid erregt hatte, war in der That so groß, daß er sie nachher nie konnte nennen hören, und nie nach ihrem Tode ihrer erwähnte, ausser gegen seine Gattin. Vor Emilien, deren Fühlbarkeit er zu erwecken fürchtete, hatte er so sorgfältig ihre Geschichte und ihren Namen verschwiegen, daß sie bis jetzt nie gewußt hatte, daß sie eine solche Verwandtin als die Marquise de Villeroi besas; aus eben dem Grunde hatte er auch seiner einzigen Schwester, der Madame Cheron, ein Stillschweigen aufgelegt, das sie sorgsam beobachtete.

St. Aubert weinte über einige der letzten rührenden Briefe von der Marquise, als Emilie ihn am Abend vor ihrer Abreise aus La Vallée belauschte, und es war ihr Gemälde, das er so zärtlich geliebt hatte. Die Erinnerung an ihren traurigen Tod erwachte mit neuer Stärke, als er ihren Namen von La Voisin hörte, und in einer Regung wehmüthiger Zärtlichkeit verlangte er, neben der Gruft der Villerois begraben zu werden, wo ihre Gebeine ruhten.

| Der Beichtvater, der in den letzten Augenblicken um St. Aubert war, erkannte ihn für den Bruder der verstorbnen Marquise, allein St. Aubert beschwor ihn aus Zärtlichkeit für Emilien, diesen Umstand zu verschweigen, und auch die Aebtissin, deren Sorge er sie vorzüglich empfahl, um Verschwiegenheit zu bitten — eine Bitte, die pünktlich erfüllt wurde.

Laurentini hatte bei ihrer Ankunft in Frankreich sorgfältig ihren Namen und Familie verschwiegen, und um ihre wahre Geschichte desto sichrer zu verbergen, das Märchen erfunden, das man der Schwester Franziska aufgeheftet hatte; wahrscheinlich wußte selbst die Aebtissin, die zur Zeit von Laurentinis Einkleidung noch nicht im Kloster präsidirte, nichts von der Wahrheit. Die tiefen Gewissensbisse, und der Schmerz betrogener Liebe, denn sie hieng noch immer an dem Marquis — zerrütteten aufs neue ihren Geist, und nachdem die ersten Anfälle der Verzweiflung vorüber waren, fiel sie in eine tiefe und stille Schwermuth, die nur zu Zeiten durch Anfälle wilder Heftigkeit unterbrochen wurde. Viele Jahre lang war es ihr einziges Vergnügen, in den einsamen Stunden der Nacht in der

Gegend des Klosters umherzugehn und auf einem Lieblingsinstrument zu spielen, das sie von Zeit zu Zeit mit ihrer schönen Stimme begleitete. Sie sang dann mit allem durchdringenden Gefühl, das in ihrem Herzen war, die feierlichsten, schwermüthigsten Gesänge ihres Vaterlandes. Der Arzt, der sie besuchte, bat die Aebtissin, | ihr diese Grille zuzugestehn, weil es das einzige Mittel war, ihre aufgeschreckte Phantasie zu besänftigen, und man erlaubte ihr in den einsamen Stunden der Nacht mit ihrem Mädchen spatzieren zu gehn; da aber diese Nachsicht gegen die Regeln des Klosters stieß, so wurde sie so geheim als möglich gehalten, und so traf Laurentinis geheimnisvolle Musik mit andern Umständen zusammen, das Gerücht hervorzubringen, daß nicht nur das Schloß, sondern auch die Gegend umher, von Geistern bewohnt sey.

Bald nach ihrem Eintritt in diese heilige Schwesterschaft, und ehe sie noch dort Spuren von Wahnsinn gezeigt hatte, machte sie ein Testament, worin sie nach Abzug eines ansehnlichen Legats für das Kloster ihr Vermögen zwischen der Frau des Herrn Bonnac, die eine Italienerin und Verwandtin von ihr war und der nächsten lebenden Verwandtin der Marquise von Villeroi theilte. Da Emilie nicht nur die nächste, sondern die einzige Verwandtin war, so fiel dieses Vermächtnis an sie, und sie wurde dadurch mit ihres Vaters ganzem Geheimniß bekannt.

Laurentini hatte oft die Aehnlichkeit zwischen Emilien und ihrer unglücklichen Tante bemerkt, und war deswegen in das sonderbare Betragen verfallen, das Emilien so sehr auffiel. In ihrer Sterbestunde aber, wo ihr geängstigtes Gewissen ihr unablässig das Bild der Marquise vorhielt, fühlte sie diese Aehnlichkeit mehr | als je und hielt sie in ihrem Wahnsinn für das Urbild der Beleidigten selbst. Ihre dreiste Behauptung nachher, daß Emilie die Tochter der Marquise sey, war nichts mehr als ein Verdacht, daß sie es seyn könnte; denn da sie wußte, daß ihre Nebenbuhlerin bei ihrer Verheirathung mit dem Marquis in einer andern Verbindung stand, zweifelte sie nicht, daß sie gleich ihr, der Gewalt der Leidenschaft ihre Tugend geopfert hätte.

An einem Verbrechen im Schlosse Udolpho aber, dessen Emilie nach ihren wahnsinnigen Aeußerungen von Mord sie beargwöhnte, war sie unschuldig. Emilie selbst war durch den Anblick, der ihr vormals solches Entsetzen machte, hintergangen worden.

Man wird sich erinnern, daß in einem Zimmer auf dem Schlosse Udolpho ein schwarzer Schleier hieng, der Emiliens Neugier rege machte und nachher einen Gegenstand sehn ließ, der sie mit Grausen erfüllte: denn als sie ihn aufhub, sah sie statt des erwarteten Gemäldes in einer Biegung der Mauer eine menschliche Gestalt, leichen blaß, der Länge nach ausgestreckt, und in ein Todtenkleid gehüllt. Das schreckliche des Anblicks wurde noch dadurch erhöht, daß das Gesicht von Würmern angefressen und entstellt schien, deren Spuren sie auch an den Händen bemerkte. Emilie ließ beim ersten Blick den Vorhang fallen, und ihr Grausen schreckte sie ab, sich jemals wieder diesem furchtbaren | Gegenstand zu nähern. Hätte sie es näher zu untersuchen gewagt, so würde ihre Furcht mit der Täuschung zugleich verschwunden seyn — sobald sie gesehen hätte, daß das Gerippe nur von Wachs war. Die Geschichte davon ist ein Beweiß der barbarischen Strenge, welche der mönchische Aberglaube oft dem Menschengeschlecht aufgelegt hat. Einer aus dem Hause Udolpho, der ein Verbrechen gegen die Kirche begangen hatte, war zu der Buße verdammt worden, gewisse Stunden des Tages ein wächsernes Bild zu betrachten, das einem menschlichen Körper in dem Zustande glich, worin er nach dem Tode geräth. Diese Buße, ein Memento des Zustandes, worin er selbst gerathen mußte, sollte den Stolz des Marquis von Udolpho demüthigen, der den römischen Stuhl so sehr beleidigt hatte, und er beobachtete diese Buße, wodurch er Vergebung aller Sünden zu erhalten hofte, nicht nur getreulich selbst, sondern machte es sich zur Bedingung in seinem Testament, daß seine Nachkommen dieses Bild aufbewahren und sich die demüthigende Moral, die es enthält, zu Nutzen machen sollten. Das Bild blieb auch wirklich in seiner Lage in demselben Zimmer, nur hüteten sich seine Nachkommen wohl, sich der Buße, die ihm aufgelegt wurde, zu unterwerfen.

Diese Figur war so schrecklich natürlich, daß Emilie sie wohl für den Gegenstand, den sie vorstellte, halten konnte. Sie hörte nachher so sonderbare Dinge von dem Verschwinden der Dame des Schlosses und machte solche Erfahrungen von Montonis Character, daß sie es wohl für den ermordeten Leichnam der Signora Laurentini, und ihn für den Urheber ihres Todes halten konnte.

Die Sorgfalt, womit Montoni die Thüre dieses Zimmers immer verschlossen hielt, machte sie glauben, daß er, um das Geheimniß ihres Todes niemand anzuvertrauen ihre Ueberreste in diesem dunkeln Zimmer vermodern ließe, und nur die Furcht vor seiner schrecklichen Rache versiegelte ihre Lippen über das, was sie im westlichen Zimmer gesehn hatte.

Emilie wurde sehr gerührt über die Entdeckung, daß die Marquise de Villeroy ihres Vaters Schwester war; doch fühlte sie sich mitten unter dem Kummer, womit sie diesen frühzeitigen Tod beweinte, von einem ängstlichen Zweifel über ihre Geburt, den Laurentinis erste Behauptung erzeugt hatte, befreit. Ihr Glaube an St. Auberts Rechtschaffenheit ließ sie nicht glauben, daß er je eine sträfliche Handlung begangen hätte, und sie fühlte ein solches Widerstreben, sich für die Tochter einer andern, als derjenigen, die sie stets als Mutter geliebt und geehrt hatte, zu halten, daß sie kaum einen solchen Umstand möglich glauben konnte — doch erwekten die Aehnlichkeit, die man so oft zwischen ihr und der verstorbenen Marquise finden wollte, die Aeusserungen der alten Haushälterin Dorothee, die Behauptung der Laurentini und die geheimnisvolle Anhänglichkeit des St. Auberts Gedanken, über seine Verbindung mit der Marquise, die ihre Vernunft weder überwinden noch bestätigen konnte. Aus dieser Ungewißheit war sie nunmehr befreit; ihres Vaters Betragen stand klar vor ihr; allein ihr Herz bejammerte das traurige Ende ihrer liebenswürdigen Tante und schauderte vor der schrecklichen Lehre zurück, welche die Geschichte der Nonne enthielt, deren Befriedigung der Leidenschaft sie allmählig zur Begehung eines Verbrechens geführt hatte, vor dessen Weissagung sie in frühern Jahren würde erbebt seyn

und sie unmöglich geglaubt haben! ein Verbrechen welches Jahre der Reue und der strengsten Buße nicht aus ihrem Gedächtnisse verwischen konnten.

Achtzehntes Kapitel

Emilie wurde nach den letzten Entdeckungen von dem Grafen und seiner Familie im Schlosse als eine Verwandte aus dem Hause Ville-roi betrachtet, und wo möglich mit noch mehr freundschaftlicher Achtung als man ihr vorher bewiesen hatte, behandelt.

Die Antwort auf den Brief, den der Graf von Villefort nach Esturire an Valancourt geschickt hatte, blieb so lange aus, daß es ihm lieb war, Emilien die Sache verschwiegen zu haben, wiewohl er oft, wenn er noch immer Kummer über seinen begangnen Irrthum an ihrem Herzen nagen sah, alle Entschlossenheit aufbieten mußte um sich zurückzuhalten, ihr die Wahrheit zu sagen die ihr, wenigstens für den Augenblick Erleichterung gewähren mußte. Die herannahende Verbindung seiner Tochter zog jetzt seine Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande seiner Unruhe ab; die Einwohner des Schlosses beschäftigten sich bereits mit Zurüstungen und die Ankunft des Herrn St. Foix wurde täglich erwartet. Emilie suchte vergebens an der Frölichkeit Theil zu nehmen, die sie umgab; ihre Lebensgeister waren durch die letzte Entdeckung und durch ihre Angst über Valancourts Schicksal zu sehr niedergedrückt. Sie glaubte ihn in wilder Verzweiflung zu sehn und wenn sie daran dachte, wohin ihn diese führen könnte, so erlag ihr Herz in Schmerz und Schrecken. Es schien ihr unerträglich, bis zu ihrer Zurückkunft nach La Vallée in Zweifel über seine Sicherheit bleiben zu müssen und in solchen Augenblicken konnte sie sich nicht einmal bestreben, die Fassung anzunehmen, die aus ihrer Seele gewichen war. Sie verließ oft plötzlich die Gesellschaft und bemühte sich, ihre Lebensgeister in der tiefen Einsamkeit der Wälder, die das Ufer überhingen, wieder zu stärken. Hier vereinigte sich das schwache

Brüllen der schäumenden Wellen, die unten schlugen, das dumpfe Murmeln des Windes zwischen dem Laube rings umher mit der Stimmung ihrer Seele; und sie setzte sich auf eine Klippe oder auf die zertrümmerten Stufen ihrer lieben Warte nieder, um die wandelnden Farben der Abendwolken, den Nebel der Dämmerung auf der See zu betrachten, bis die weissen Spitzen der Wellen, die ans Ufer schlugen, kaum mehr zwischen dem verdunkelten Wasser zu erkennen waren. Oft wiederholte sie mit schwermütiger Empfindung die Zeilen, welche Valancourt auf diesem Thurm eingegraben hatte, und suchte dann die Erinnerungen und den | Schmerz, der dadurch in ihr entstand, zu unterdrücken und ihre Gedanken auf gleichgültige Gegenstände zu lenken.

Eines Abends, da sie mit ihrer Laute nach diesem Lieblingsorte gegangen war, trat sie in den verfallnen Thurm und stieg eine Wendeltreppe hinauf, die zu einem kleinen Zimmer führte, das weniger verfallen war, als das übrige Gebäude, und von welchem sie oft mit Bewunderung die weite Aussicht auf See und Land, die sich unter ihr hinstreckten, angestaunet hatte. Die sanfte Ruhe der Scene unter ihr, wo das Abendlüftchen kaum das Wasser kräuselte, oder das vorüberstreichende Segel anschwellte, das den letzten Sonnenstrahl auffieng, wo nur von Zeit zu Zeit ein eintauchendes Ruder den zitternden Glanz unterbrach, traf mit der zärtlichen Melancholie ihrer Laute zusammen, ihre Rede in eine sanfte Trauer zu wiegen, und sie sang die klagenden Lieder vergangener Zeiten, bis die Erinnerungen, die sie erwekten, ihren Herzen zu mächtig wurden — ihre Thränen fielen auf die Laute, und ihre Stimme erbebt.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und selbst der Zurückstrahl ihres Lichts verblich von den höchsten Spitzen, ehe Emilie sich entschließen konnte, die Warte zu verlassen. Sie hieng noch ihren melancholischen Träumereien nach, bis ein Fustritt in kleiner | Entfernung sie aufschreckte. Sie sah durchs Gitter jemand unten spazieren gehn — da sie aber Herrn Bonnac erkannte, überließ sie sich wieder dem ruhigen Sinnen, das sein Schritt unterbrochen hatte. Nach einiger Zeit nahm sie ihre Laute wieder und sang ihre

Lieblingsarie — bald aber störte sie aufs neue ein Geräusch und sie hörte jemand die Treppe des Thurms herauf kommen. Die Dunkelheit machte sie vielleicht furchtsamer als sie sonst gewesen seyn würde, da sie wenig Minuten zuvor Herrn Bonnac hatte vorüber gehn sehn, und also jetzt niemand anders vermuthen konnte. — Die Schritte des Kommenden waren schnell und hüpfend, die Thüre öffnete sich und es trat jemand herein, dessen Züge die Dämmerung verberg — aber keine Dämmerung konnte seine Stimme verheelen — denn es war Valancourts Stimme! Emilie fuhr bei dieser ohne Bewegung gehörten Stimme zusammen — Schrecken, Erstaunen und geheime Freude überwältigten sie — und kaum sah sie ihn zu ihren Füßen, als sie von den mancherlei Bewegungen, die in ihrem Herzen kämpften, überwältigt, und beinahe fühllos für die Stimme, deren inniger, zitternder Ton, sie zurückrief, in einem Stuhl sank. Valancourt bejammerte nun, indem er über Emilien hieng, seine rasche Unbesonnenheit sie so überfallen zu haben. Seine Ungeduld, als er im Schlosse ankam hatte ihm nicht erlaubt, die Zurückkunft des Grafen abzuwarten, der wie er hörte im Felde war, und er gieng, um ihn aufzusuchen. Indem er vor dem Thurme | vorbei kam fiel ihm Emilien's Stimme ins Ohr und er eilte sogleich herauf.

Es dauerte lange, ehe sie sich wieder erholte; sobald aber ihre Besinnung zurückkehrte, wies sie seine Aufmerksamkeit mit Zurückhaltung ab und fragte ihn mit so viel Ernst, als sie in diesen ersten Augenblicken seiner Erscheinung nur aufbringen konnte, um die Ursache seines Besuchs.

»Ach Emilie!« sagte Valancourt — »dieser Blick, diese Worte — ach ich habe also wenig zu hoffen — indem Sie aufhörten mich zu achten, hörten Sie auch mich zu lieben auf!«

»Ohne Zweifel!« antwortete Emilie, und suchte ihrer bebenden Stimme Herr zu werden — »aber wenn Sie einigen Werth auf meine Achtung setzten, so würden Sie mir nicht diesen neuen Anlaß zur Unruhe gegeben haben.«

Valancourts Gesicht veränderte sich plötzlich von der Angst des Zweifels in einen Ausdruck der Verwundrung und Kränkung — er

schwieg einen Augenblick und sagte dann — »man hatte auch eine ganz andre Aufnahme erwarten lassen! Es ist also wahr, Emilie, daß ich Ihre Liebe auf immer verloren habe? Soll ich glauben, daß wenn Sie mir auch Ihre Ach|tung wieder schenkten, Sie nicht mehr Herr über Ihre Liebe sind. Kann der Graf die Grausamkeit ausgesonnen haben, die mich jetzt mit einem zweiten Tode martert?«

Die Stimme, womit er diese Worte sagte, beunruhigte Emilien eben so sehr als seine Worte sie überraschten und sie bath ihn zitternd für Ungeduld, sich zu erklären.

»Kann es noch einer Erklärung bedürfen?«, sagte Valancourt. »Wissen Sie nicht, wie grausam man mein Betragen verschwärzt hat? daß ich die Handlungen, deren Sie mich schuldig glaubten — und o Emilie, wie konnten Sie mich nur einen Augenblick so in ihrer Meinung herabsetzen! — eben so sehr verachte und verabscheue als Sie selbst? Sollten Sie in der That nicht wissen, daß der Graf von Villefort die Verläumdung entdeckt hat, die mir alles, was mir auf Erden theuer ist, raubte — daß er mich eingeladen hat, hieher zu kommen und mein vergangnes Betragen vor Ihnen zu rechtfertigen? Aber wie sollten Sie diese Dinge nicht wissen! ich Thor quäle mich aufs neue mit einer falschen Hoffnung!«

Emiliens Stillschweigen bestätigte diese Vermuthung — denn die tiefe Dämmerung ließ Valancourt nicht zu, die Ueberraschung und zweifelhafte Freude auf Ihrem Gesichte zu unterscheiden. Sie blieb einen | Augenblick unvermögend zu sprechen, bis ein tiefer Seufzer Ihrem Herzen Luft schaffte.

»Valancourt!« sagte sie — »ich wußte bis diesen Augenblick nichts von dem allen — die Bewegung, worinn Sie mich sehn, mag Ihnen die Wahrheit davon bestätigen — sie mag Ihnen sagen, daß selbst da ich aufhören mußte, sie zu achten, ich mein Herz noch nicht lehren konnte, Sie zu vergessen.«

»Dieser Augenblick« — sagte Valancourt mit bebender Stimme — »dieser Augenblick führt eine Ueberzeugung mit, die mich zu Boden wirft! — Ich bin Ihnen also noch werth: ich bin Ihnen noch werth, meine Emilie?«

»Brauche ich Ihnen das noch zu sagen«, erwiderte sie — »muß ich Ihnen sagen, daß dieses die ersten Augenblicke der Freude sind, die ich seit Ihrer Abreise empfunden habe — daß Sie mir allen Schmerz vergüten, den ich in der Zwischenzeit empfand.«

Valancourt seufzte tief und vermochte nicht zu antworten; allein die Thränen, die auf ihre Hand fielen, redeten eine Sprache, die sie nicht misverstehn konnte, und die keine Worte auszudrücken vermochten.

| Weder Emilie noch Valancourt wußten, wie sie das Schloß erreichten, wohin sie eben so gut durch den Zauber einer Fee hätten versetzt werden können — Sie wußten so wenig von dem, was sie umgab, daß sie erst im Saale sich besonnen, daß noch ausser ihnen Menschen in der Welt lebten. Der Graf kam ihnen entgegen um mit ächter Gutmütigkeit Valancourt zu bewillkommen, und ihn um Vergebung wegen des angethanen Unrechts zu bitten, bald darauf gesellte sich Herr Bonnac zu dieser glücklichen Gruppe, in welcher er und Valancourt sich gegenseitig freuten, einander zu treffen.

Sobald der erste Sturm der Freude sich etwas gelegt hatte, zog sich der Graf mit Valancourt in die Bibliothek zurück, wo sie ein langes Gespräch zusammen hatten, welches alles, was der Graf von seinem Character gehofft hatte, bestätigte. Da er ein so wahres Gefühl in ihm entdeckte, da er sah, daß Erfahrung ihn die Thorheiten hatte verabscheuen lehren, zu welchen er sich hinreissen ließ, so zweifelte der Graf nicht länger, daß er mit der Würde eines weisen und guten Mannes durchs Leben gehn würde, und daß er es wagen dürfte, ihm das zukünftige Glück Emiliens, für die er die Zärtlichkeit eines Vaters empfand, anzuvertrauen. Er zog sie einen Augenblick bei Seite, um ihr dies alles zu sagen — ihre Augen flossen von Freudenthränen über, als sie Valancourts edles Betragen gegen Herrn Bonnac erfuhr, und Wonne durchströmte ihr ganzes Wesen, dem Geliebten nunmehr alle Achtung | und Liebe wieder geben zu können, womit sie so lange an ihm gegangen hatte.

Als sie ins Speisezimmer zurück kamen, empfingen die Gräfin und Blanka Valancourt mit aufrichtigen Glückwünschen, und die letzte freute sich in der That so sehr, ihre Freundin wieder glücklich zu sehn, daß sie auf eine Zeitlang vergas, daß St. Foix noch nicht angekommen war, ohngeachtet man ihn seit mehreren Stunden erwartete — doch wurde ihr uneigennütziges Mitgefühl bald durch seine Erscheinung belohnt. Er war nunmehr vollkommen wieder hergestellt von den Wunden, die ihm sein gefahrvolles Abenteuer auf den Pyrenäen zugezogen hatte, dessen Erwähnung schon hinreichte, allen die dabei gewesen waren, das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks zu erhöhen. Neue Glückwünsche wurden zwischen ihnen gewechselt, und man sah rings um den Tisch eine Gruppe von Gesichtern, aus denen die Freude lächelte — nur hatte sie bei jedem ein verschiednes Gepräge. Blankas Lächeln war frei und munter; Emiliens zärtlich und nachdenkend — Valancourts abwechselnd zärtlich, entzückt und froh; St. Foix Freude war feurig, die des Grafen, wenn er rings auf die Gesellschaft um ihn her sah, drückte das gemäßigtere Gefühl des Wohlwollens aus, während der Gräfin, Heinrichs und Bonnacs Gesicht schwächere Spuren der Beseelung zeigten. Der arme Dupont warf durch seine Gegenwart keinen Schatten von Trübsinn auf die Gesellschaft: sobald er ent|deckt hatte, daß Valancourt Emiliens Achtung nicht unwerth war, beschloß er ernstlich an der Bekämpfung seiner eignen hoffnungslosen Liebe zu arbeiten und zog sich sogleich von Chateau Le Blanc zurück — ein Betragen, das Emilie jetzt verstand und mit Bewundrung und Mitleid belohnte.

Der Graf und seine Gäste blieben spät im süßen Genusse geselliger Freude und Freundschaft zusammen. Als Annette Valancourts Ankunft erfuhr, hatte Ludovico Mühe sie zurückzuhalten, daß sie nicht auf der Stelle ins Speisezimmer gieng, um ihre Freude auszulassen: denn sie erklärte, daß keine Sache auf der Welt — außer Ludovicos Wiedersehn sie jemals so glücklich gemacht hätte.

Neunzehntes Kapitel

Blankas und Emiliens Hochzeit wurden an einem Tage mit der Pracht des Adels voriger Zeiten zu Chateau Le Blanc gefeiert. Die Ceremonie wurde im großen Saale vollzogen, der zu dieser Gelegenheit mit neuen kostbaren Tapeten behangen wurde, auf welchen die Thaten Carls des Großen und seiner zwölf Pairs vorgestellt waren. Die prächtigen Paniere des Hauses Villeroi, die lange im Staube geschlummert hatten, wurden noch einmal aufgepflanzt, um über den gothischen Spitzen der gemahlten Fenster zu wehen, und Musik hallte in manchem zögernden Schlusse durch jeden Winkel und Säulengang des großen Gebäudes wieder.

Valancourt und Emilie erhöhten einige Tage lang durch ihre Gegenwart die Freude in Chateau Le Blanc, und begaben sich dann nach La Vallée zurück, wo die treue Therese sie mit unverstellter Freude empfing, und wo die anmuthigen Schatten sie mit tausend zärtlichen Erinnerungen bewillkommen. Indem sie Hand in Hand durch die Gegenden hinwandelten, die Emiliens verstorbene Eltern so lange bewohnt hatten, wurde ihr gegenwärtiges Glück durch die Betrachtung erhöht, daß es des Beifalls der Verstorbenen werth gewesen seyn würde, wenn sie Zeugen davon hätten seyn können.

Valancourt führte sie zu den Ahornbaum auf der Terrasse, wo er zuerst ihr seine Liebe zu erklären wagte, und wo nun die Erinnerung an die Angst, welche er damals litt, der Rückblick auf alle Gefahren und Misgeschicke, die sie erduldet hatten, seit sie zuletzt unter den breiten Zweigen saßen, das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks erhöhte. Sie schwuren auf dieser, dem Gedächtniß des St. Aubert geheiligten Stelle feierlich, dieses Glück so viel an ihnen läge, durch Nachahmung seiner Wohlthätigkeit zu verdienen — sich stets zu erinnern, daß höhere Kräfte jeder Art auch höhere Pflichten heischten — und ihren Mitmenschen neben den Wohlthaten, welche der Begüterte stets dem Armen schuldig ist, das Beispiel eines Wandels zu geben, der in froher Dankbarkeit gegen Gott und damit verbundner sorgsamer Zärtlichkeit für seine Geschöpfe verflösse.

Bald nach ihrer Zurückkunft nach La Vallée kam Valancourts Bruder, um ihm zu seiner Heirath Glück zu wünschen, und Emilien seine Achtung zu bezeugen. Sie gefiel ihm so sehr, und die Aussicht auf die wahre Glückseligkeit, welche diese Verbindung Valancourt darboth, machte ihm solche Freude, daß er ihm sogleich einen Theil der reichen Besitzungen abtrat, die nach seinem Tode, da er keine Erben hatte — ohnehin seinem Bruder zufallen mußten.

Die Güter zu Thoulouse wurden verkauft, und Emilie kaufte dafür Herrn Quesnel das alte Gut ihres Vaters ab, wo sie Annetten ein Heirathsgut gab, sie zur Haushälterin und Ludovico zum Verwalter machte. Sie selbst aber zog die lieblichen und lange geliebten Schatten von La Vallée der Pracht von Epourville vor; sie behielten es zu ihrem Wohnsitz, brachten aber jedes Jahr einige Monath zu St. Auberts Andenken an seinem Geburtsorte zu.

Emilie bat Valancourt um Erlaubnis, das Vermächtniß der Signora Laurentini an Herrn Bonnac abzutreten, und Valancourt fühlte bei dieser Bitte | allen Werth der Aufmerksamkeit, die sie ihm dadurch bewies. Auch das Schloß Udolpho fiel der Gemahlin des Herrn Bonnac, als der nächsten Verwandtin dieses Hauses zu, und seinen lange niedergedrückten Lebensgeistern wurde dadurch Ruhe und seiner Familie Wohlstand wieder gegeben.

O wie süß ist es, von solcher Glückseligkeit, als Valancourt und Emilie empfanden, zu erzählen! — zu sagen, wie sie nach allen Leiden unter der Bedrückung des Lasterhaften und der stolzen Verachtung des Schwächlings einander wiedergegeben wurden — wiedergegeben den geliebten Landschaften ihres Vaterlands — dem sichersten Glücke dieses Lebens nach moralischer und geistiger Vervollkommnung zu streben, das Wohlwollen zu üben, das von jeher ihre Herzen belebt hatte, und noch einmal La Vallée zum Aufenthalte der Güte, Weisheit und häuslicher Glückseligkeit zu machen.

O möge es nützlich gewesen seyn, gezeigt zu haben, daß wenn auch der Lasterhafte zuweilen den Guten betrüben kann, seine Macht nur vorübergehend, seine Strafe aber gewis ist, und daß die

Unschuld, wenn gleich unterdrückt durch Ungerechtigkeit, durch Geduld unterstützt endlich das Unglück besiegen wird.

Wenn die schwache Hand, welche diese Erzählung niederschrieb, dem Leidenden auch nur eine Stunde des | Kammers verkürzt, oder durch die darin enthaltene Moral es ihnen tragen gelehrt hat, so ist die Mühe — so gering sie auch war, nicht vergebens — die Verfasserin nicht unbelohnt geblieben.

Ende.

Bitte beachten Sie auch die nächsten Seiten ...

Ludwig Tieck

Straußfedern



Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Jürgen Joachimsthaler

Erstmals werden Ludwig Tiecks »Gesellenstücke«, die 1795 bis 1798 in den Bänden 4 bis 8 der STRAUSS-FEDERN-Anthologien erschienenen sechzehn Texte, vollständig kritisch ediert, und zwar nach dem vom Autor verantworteten Abdruck in den Schriften und mit sämtlichen Lesarten der Erstaussgaben.

Darüber hinaus ist eine Ausgabe der acht STRAUSSFEDERN-Bände nach den Erstaussgaben geplant sowie eine Neuedition der dreibändigen *Reliquien* von August Ferdinand Bernhardt & Sophie Tieck.

»Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorglicherweise ebenfalls beim Kaminfeuer.«

(aus: *Straußfedern I*, »Der Fremde«)

Band 1: Klappenbroschur

214 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-00-5

Band 2: Klappenbroschur | ca. 150 Seiten | ca. € 16,90

Band 3: Klappenbroschur | ca. 220 Seiten | ca. € 16,90

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de

Karl August Varnhagen von Ense

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens



*Herausgegeben und mit einer
Einleitung versehen
von Nikolaus Gatter*

Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) zählt als Autor biographischer Werke, von Memoiren, Briefen und Tagebüchern zur ersten Garde der deutschsprachigen Literatur. Seine *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* und seine *Blätter aus der preußischen Geschichte* haben das autobiographische Genre entscheidend geprägt, die Teilveröffentlichung seiner Tagebücher und seines

Briefwechsels mit Alexander von Humboldt wurde zum Skandal. Als Sammler und Herausgeber der Briefe und Aufzeichnungen seiner Ehefrau und anderer hat er Bedeutendes geleistet, wovon die Sammlung Varnhagen bis heute Zeugnis ablegt.

Mit der sechsbändigen Neuausgabe der *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* beginnen wir eine umfangreiche Erschließung seiner Werke und seines Nachlasses. Der Text unserer Edition beruht auf der erweiterten dritten Auflage von 1871 und ist als kritisch durchgesehene Neuausgabe angelegt.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Erster Theil.

Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, 1871)

Klappenbroschur | 474 Seiten | € 19,90

ISBN 978-3-944720-07-4

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de

Victor Hugo

Der lachende Mann



»Die Comprachicos – im siebzehnten Jahrhundert berühmt-berüchtigt, im achtzehnten Jahrhundert vergessen. Die Comprachicos – sie kauften und verkauften Kinder. Und was machten sie mit diesen Kindern? Sie machten Ungeheuer aus ihnen. Warum Ungeheuer? Zum Vergnügen. Das Volk will lachen, die Könige auch. Die Straßenecken brauchen ihren Hanswurst, die königlichen Schlösser ihren Narren.«

L'homme qui rit, im Original erstmals 1869 erschienen, wird hier in der noch im selben Jahr vorgelegten Erstübersetzung von **Georg Büchmann** neu herausgegeben, wie ebendiese in vier schön ausgestatteten Bänden. Dieses Meisterwerk des sozialkritischen Grauens war die Vorlage für den legendären Film *Der Mann, der lacht* (1928) mit Conrad Veidt. Hugos Figurenzeichnung wie auch seine Schilderung des menschlichen Leidens an der Gesellschaft sind bis heute unübertroffen.

Der lachende Mann | Band 1 | Klappenbroschur,
207 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-02-9

Der lachende Mann | Band 2 | Klappenbroschur,
164 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-29-6

Der lachende Mann | Band 3 | Klappenbroschur,
162 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-30-2

Der lachende Mann | Band 4 | Klappenbroschur,
232 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-31-9

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

www.golkonda-verlag.de